MARIENBOTE



Mai 1943

Das Land meiner Vaeter

Wie kann ich helfen, es von Krieg und Not zu befreien?

"LAND MEINER VAETER! Dein Boden erzittert unter der Wucht eines rasenden Krieges. Kinder frieren, hungern, sterben. Meine Verwandten unter dem Joch von Schrecken, Not und Zwang. Und doch ist ihr Geist nicht tot. Sie warten auf den Tag — auf den Tag der Freiheit!

'Und ich bin hier — sicher vor dem zerstörenden Donner des Krieges. Sicher in diesem grossen, freien Lande, das ich mir zur neuen Heimat erwählt oder in dem ich geboren. Ich brauche hier nicht in ewiger Angst und Furcht zu wandeln. Meines Kindes Antlitz strahlt in Freude und Sorglosigkeit. Mein Tisch ist wohlgedeckt. In meiner Tasche ist klingender Lohn für meine Arbeit.

"Kann ich beim Anblick der schrecklichen Ereignisse im Lande meiner Vorfahren meine Augen schliessen? Nein, es wäre meiner selbst unwürdig, wenn ich nicht helfen würde, das Land meiner Väter zu befreien . . . ich wäre nicht einmal des Namens "Canadier" würdig!

"Meine Pflicht ist mir klar. Ich muss Canadas Kriegsanstrengungen bis zum Aeussersten unterstützen. Ich muss schwerer arbeiten, um dem Lande Mittel zu geben, mit denen es den Anbruch einer neuen, besseren Friedenszeit beschleunigen kann. Ich muss "Victory Bonds" kaufen — mehr Victory Bonds als bisher — um auch dem Lande meiner Vorväter zu diesem Tag der Freiheit und des Friedens zu verhelfen.

"Ich weiss: Wenn ich Victory Bonds kaufe, dann LEIHE ich Canada mein Geld. Ich werde mein Geld mit guten Zinsen zurückbekommen. Es ist jedem Canadier eine Ehre, dass er VICTORY BONDS kaufen kann. Ich werde meinen Teil beitragen — sogar noch mehr als nur meinen Teil!

Was ist ein Victory Bond?

EIN VICTORY BOND ist eine schriftliche Verpflichtung Canadas, den vollen Wert eines jeden Victory Bonds nach Ablauf der bestimmten Zeit mit halbjährlich ausgezahlten 3% Zinsen per Jahr in Bargeld zurückzuerstatten.

Ein Victory Bond ist das sicherste Besitzstück, das wir uns gegenwärtig in Canada erwerben können. Canadas ganzer Reichtum und ganzes Nationaleinkommen bürgt für seine Rückzahlung. Canada macht bereits seit 75 Jahren Anleihen und hat bis jetzt jeden Dollar pünktlich und mit Zinsen zurückgezahlt.

Ein Victory Bond ist ein Wert, der leichter in Bargeld umgewechselt werden kann als jedes andere Wertpapier.

NATIONAL WAR FINANCE COMMITTEE

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor

Nr. 8 — Mai 1943 — 11. Jahrgang

Dies und Das

Frühling. Höher und höher steigt die Sonne am Himmel empor, die Welt mit dem Segen neuen Lichtes und neuer Wärme überflutend. Und überall erwacht das Leben. Es regt sich in den Keimen, die zu Millionen im warmen Mutterschoss der weiten Gottesflur verborgen liegen, und es regt sich in den Aesten der Bäume. Hier und da sind auch schon die kleinen Sänger da, und über Weg und Steg laufen die Tierlein des Feldes und der Wälder. Immer näher kommen sie, die Lieblichkeiten des Lenzes. Immer wonniger ergreifen sie das Gemüt des Menschen und treiben ihn hinaus aus dunkler, enger Stube, hinein in das Grünen und Spriessen des neuen Lebens.

Was immer auf Erden unter uns Menschen geschieht, ob dort Freude ist oder Trauer, ob man sich dort liebt oder ob dort rasender Hass mit Feuer und Donner über Lande und Städte braust, Leben und Lieben und Saaten und Ernten zerstampfend: Immer, wenn die Zeit kommt, ist der Frühling da.

Und jedesmal, wenn es Frühling wird, regt sich in den Tiefen der Menschenbrust die uralte Sehnsucht nach Freiheit und Frieden, nach Sonne und nach Wonne.

Da steht er nun, der arme Mensch, in einem neuen Frühling, dessen Herrlichkeiten er sich nicht so recht erfreuen kann. Wie ist doch in diesem Frühling alles so frei! Wie ist doch dort die Weltordnung so voller Lust und Freude! Kein Wirtschaftsproblem gibt es für die Millionen Gräslein und Blümlein, die da heranwachsen und an Sonne und Säften so viel haben, als sie nur wollen. Weit genug sind die Lüfte den kleinen Frühlingsvöglein und auf jedem Aste fühlen sie sich zu Haus. Und was das Wunderbarste ist: Je mehr Keime und Blüten treiben, je mehr Getier die Lüfte und Wasser und Fluren erfüllt, um so reicher winkt der Erde die Zeit der Früchte und der Ernte.

Wie ein Fremdling fühlt sich der Mensch in dieser hellen Frühlingsordnung der Natur Gottes. Mit Schrecken und mit Peitschen hat man ihn in eine Weltordnung getrieben, die Jammer und Not über uns gebracht.

Wir müssen heraus aus dieser unseligen Weltordnung der Menschen. Hinein in eine Ordnung, in der das Licht und das Wehen der Frühlingsschöpfung zu spüren sind. Mit Sehnsucht und heisser Hoffnung richtet die Menschheit ihre Blicke auf die Nachkriegsjahre. Denn diese Tage sollen uns die Ordnung bringen, von der wir so gern träumen.

Das Leben ist aber kein Traum. Es ist harte Wirklichkeit, die uns immer mit derselben Münze zahlt, mit der wir geben. Wird jene Ordnung, die wir nach dem Kriege zu bauen gedenken, nichts weiter sein als nur ein Echo jener Gesetze, die in der alten Ordnung herrschten, und die, wie wir wissen, den Fluch eines nie dagewesenen Krieges um den Erdball getrieben, dann sind unsere heutigen Hoffnungen wieder einmal umsonst. Wollen wir eine neue Ordnung, dann müssen wir auch dafür sorgen, dass in ihr auch

wirklich alles neu ist. Neue Gesetze muss sie haben. Neue Gesetze setzen aber ein neues Denken in den Köpfen jener voraus, die sie bauen und die diese Gesetze wollen.

Unser Denken. Wie ein Mensch gesinnt ist, so denkt er. Und das Denken und Handeln eines Zeitalters ist immer das Abbild seiner Gesinnung. Dieser Grundsatz ist klar. Er wird aber noch klarer, wenn wir an die aufrührerische Antwort denken, die Kain dem fragenden Gotte gab: "Bin ich denn der Hüter meines Bruders?" Diese Antwort bezeichnet uns nämlich am allerbesten die Gesinnung eines Jahrhunderts, dessen Weltordnung dem Worte "Bruderliebe" weder Raum noch Wichtigkeit in den Programmen seiner hohen Politik zuerkannte.

Unsere Gross- und Urgrosseltern dachten andern als wir. Ihnen galt vieles Sünde, was wir heute Gerechtigkeit und Freiheit nennen. Und dass wir meinen, wir mit unserer Kultur seien viel klüger und viel zivilisierter als die Welt unserer Vorfahren, ist der grösste und verhängnisvollste Irrtum, den wir begangen. Die ungeheuren Massen der Stoffe, die wir, der Erde, den Wassern und den Lüften entreissend, mit so meisterhafter Wissenschaft, Industrie, Wirtschaft und Politik ausnutzen, haben unsere Voreltern nicht gekannt. Mit ihrem feinen Sinn für Gut und Böse haben sie aber gewusst, wie man derartige Dinge ins Menschenleben hineinstellt, um ihres Segens sicher zu sein. Wir dagegen stehen heute vor den Riesenwerken einer neuen Kultur, vor tausend neuen Wegen und vor tausend neuen Möglichkeiten dieser Kultur. Es fehlt uns aber immer noch gerade die Hauptsache: Nämlich eine diesen Riesenwerken gleichbürtige Klugheit und gleichbürtige moralische Kraft, die es uns ermöglichen würden, die technisch bezwungenen Elemente auch zum Wohl und zum Segen der ganzen Menschheit meistern zu können.

Weil uns diese Klugheit und diese moralische Kraft fehlen, ist uns alles zum Fluch geworden. Wir sind heute dermassen vom unklugen und von einem alle Moral vernichtenden Prinzip des Reichwerdens eingenommen, dass wir nicht einmal den elementarsten Unterschied zwischen gerechtem und ungerechtem Güterbesitz, zwischen gerechtem und ungerechtem Begehren zu machen imstande sind. Wo frühere Jahrhunderte Gott hatten, da steht heute der Götze Selbstsucht im Mittelpunkt alles Denkens und Planens. Und neben ihm steht die Opferscheu, Familien, Gesellschaft, Völker und Kulturen zerstörend. Lüge und Zweideutigkeit, die alles private und internationale Zusammenleben unmöglich machen. Hass, der alle Liebe entthront. Und Rebellion, die sich gegen Mitmenschen und gegen Gott erhebt: Bin ich denn der Hüter meines Bruders?

Ueber uns aber brausen unserer eigenen Hände Werke, mit Donner und mit Feuer. Und wo sie erscheinen, da lassen sie Jammer, Tod, Zerstörung und Blut zurück. Wir aber freuen uns ihrer Taten—solange sie uns selbst nicht treffen—und wünschen ihnen noch viel mehr Kraft, damit der böse Mitbruder endlich einmal in die Knie gebracht wird und wir dann uns die Welt so einrichten können, wie wir es uns schon seit langem wünschten!

Neues Denken. Geheimnisvolle Fäden sind gespannt zwischen Schöpfung u. Schöpfer. Von dem Leben, das in den Gräsern und Blumen der Felder und im Blute der Menschen und Tiere spriesst und baut, hat menschliche Weisheit gesprochen: Wir kennen es nicht und wir werden es nicht kennen. Wir wissen aber, dass da im Geheimnis des Lebens wundersame Ordnungen herrschen. Ordnungen, die schon seit Jahrtausenden immer wieder neues Leben spenden, und mit dem Leben ein Blühen und ein Duften, ein Reifen und ein Vollenden, das dem Jammer jener Ordnungen, die wir Menschen unter uns bauen, himmelhoch überlegen ist.

Geheimnisvolle Fäden sind auch gespannt zwischen Schöpfer und Menschheit. Zwischen beiden steht die Kirche, die in ihrem tiefsten Wesen nicht eine Organisation katholischer Menschen ist, sondern der mystisch fortlebende Gott Christus. Eine lebendige Grösse ist die Kirche. Und in ihr weht der Schöpferatem jener Mächte, die am Urmorgen des Weltalls aus dem Nichts die Dinge werden liessen. Und wie in den Dingen wundersamste Ordnung und wundersamstes Leben von geheimnisvollen Schöpferkräften geleitet werden, so wirkt aus der Kirche der Heilige Geist, von dem wir sagen, dass er das Antlitz der Erde erneuert, jenes Antlitz nämlich, das das menschliche Leben der Erde gibt, also auch das Antlitz politischer und wirtschaftlicher Ordnungen unter den Menschen.

Einen Plan hat der Schöpfer dem Weltall gegeben, von dem Dasein und Zerfall der Schöpfung absolut abhängen. Gott ist die höchste Ordnung. Folgt die Natur den Wegen seiner ewigen Ordnung, dann bleibt sie, wie sie aus seinen Händen hervorging.

Gott ist Leben, und alles Leben kommt von Ihm. Es ist der Natur keine Möglichkeit gegeben, von den Lebensgesetzen des Schöpfers abzuweichen. Alles Abweichen bedeutet dasselbe wie Welken und Sterben.

Gott ist Persönlichkeit. Und den Menschen schuf er als Ebenbild Seiner Persönlichkeit. Das heisst als Wesen, das Denken und Wollen und Fühlen kann wie Er. Und als Wesen, dass nur dann auch ein Abbild des Glückes Gottes ist, wenn es denkt und will und fühlt wie Gott.

Und hier sind wir auf den Punkt gestossen, der in aller Wirklichkeit die Ursache ist, dass alle unsere Ordnungen immer wieder in Unordnungen und in Unsegen sich umkehren. Es ist mit uns geschehen, was mit der Natur geschehen würde,

wenn sie sich losrisse von den Gesetzen des Schöpfers. Es ist in der Schöpfung eben alles Gesetz, und dieses Gesetz, das ist der Schöpfer selbst, der über den Welten steht und der sich von keiner menschlichen Weisheit fortleugnen lässt. Was für die stumme Kreatur das Naturgesetz ist, das ist dem Menschenleben das Moralgesetz, das sich uns in den zehn Geboten und in der Lehre des Auferstandenen offenbart. Wo dieses Gesetz aufgehoben wird—wie unser Zeitalter es aufgehoben hat—da muss jener Zusammenbruch in Erscheinung treten, unter dem wir heute leiden.

Weltliche Zeitungen schreiben von einer notwendigen Umkehr der Denkweise der Menschheit. Um zu einer besseren Welt zu gelangen, behaupten sie, müsse man aufhören, nach dem Grundsatz des Vorteils zu denken, um an seine Stelle den Grundsatz der Menschenrechte und der Brüderlichkeit zu setzen.

Auch wir sagen, dass ein vollständig neues Denken eintreten muss. Dieses neue Denken wird aber nicht kommen, wenn hinter ihm nicht eine neue Persönlichkeit des Menschen und ein umgewandelter, neuer Charakter der Menschheit steht. Alles Denken ist die Frucht der Gesinnung des Denkenden. Und alles neue Denken setzt eine neue Gesinnung voraus. Es gibt da aber nur eine Gesinnung, die uns wahre Ordnung garantiert, und das ist die Gesinnung, die im ewigen Geiste ihre Wurzeln haben. Deren Grundsätze ebenso unwandelbar sind wie die Ewigkeit selbst. Diese Gesinnung würde uns lehren, was z. B. Gerechtigkeit ist. Bei uns ist es ja so, dass einer Gerechtigkeit nennt, was der andere als Ungerechtigkeit empfinden muss. Dass man mit dem Worte Freiheit bezeichnet, was der Nachbar Unfreiheit nennt.

Das Moralgesetz, anerkannt und geübt vom Gewissen des Einzelnen und vom Massengewissen der Menschheit, in der kleinen Hauspolitik und in der grossen Völkerpolitik: Das würde uns die Augen öffnen, auf dass wir sehen würden. Sehend im Mitmenschen die Rechte, die wir ihm geben müssen. Sehend die Autorität des Sittengesetzes. Sehend die Freiheit, die Sonne und die Kultur, die sich wie neues Frühlingsland der Menschheit öffnet, wenn sie sich dem Schöpfer unterordnet, wie sich Ihm das Leben des Frühlings unterordnet.

Wir glauben immer noch an eine Besserung der Dinge unter den Menschen. Ja, je dunkler es um uns wird, um so stärker glauben wir. Die dunkelste Stunde der Schöpfung kam am ersten Karfreitag über die Welt. Und sie ging vorüber, neuem Licht und neuem Leben die Wege bahnend. Der Gott, den man damals ins Grab gelegt, entstieg dem Grabe, um für alle Zeiten unter den Lebenden zu bleiben und um für alle Zeiten neues Leben zu geben. Und er gibt dieses Leben durch das Christentum, das mit seiner Lehre von der erleuchtenden und von der helfenden Gnade, von Bruderliebe und Gerechtigkeit, von Gewissen und von Autorität den neuen Menschen schaffen kann, und durch den neuen Menschen die neue Ordnung.

Der Schriftleiter.

Wenn du morgens erwachst, so siehe den lieben Gott vor dir, welcher dir die Hand reicht und zu dir sagt: "Soll ich dich heute unter meinen Schutz nehmen?" Und dann strecke ihm deine Hände entgegen und sage: "Ja, ja, ich will — führe, beschütze, liebe mich, ich will mich dir ganz ergeben!"

Wie könntest du noch traurig, zaghaft und unglücklich sein, wenn du dich so unter seinen Schutz gestellt hast?

* * *

Emsiges Ringen führt zum Gelingen,
Baust du nicht fort, so stürzt alles dir ein;
Niemals verzagen, frisch wieder wagen,
Tropfen auf Tropfen durchhöhlt auch den Stein.

* * *

Was deines Amtes nicht ist,
Das brauchst auch nicht zu treiben —
Die Hühner legen Eier,
Die Hähne lassen's bleiben.

* * *

Deine Reue sei lebendiger Wille, fester Vorsatz. Klage und Trauer über begangene Fehler sind zu nichts nütze.

Sei standhaft auf dem Wege des Herrn, in deinem Wissen und Erkennen der Wahrheit, und lass dein Wort immer auf Frieden und Gerechtigkeit gehen. Sei bereitwillig, ein Wort zu hören, um es zu verstehen; aber mit Klugheit gib Antwort. Verstehst du die Sache, so gib Bescheid deinem nächsten; wo nicht, leg die Hand auf deinen Mund, dass du in einem unweisen Worte nicht gefangen und beschämt werdest. Ehre und Ruhm bringt die Rede des Weisen; aber des Unklugen Zunge gereicht ihm zum Falle.

* * *

Ganz und gar stimmen zwei Menschen nie überein: sind aber ihre Seelen verwandt, so bereichern sie sich auch durch das, worin sie voneinander abweichen.

* * *

Alle wahre Gemeinschaft ist Mitarbeiterschaft. Auch in der Ehe ist es nicht anders. Höchste Mitarbeiterschaft schafft höchste Gemeinschaft.

* * *

Den Kampf mit dem Schicksal können Freunde für und mit uns kämpfen; Seelenkämpfe müssen wir allein ausringen.



Wahre Liebe

Erzählung von F. Reuter, Bonn.

Seit Jahr und Tag hatte der Schuhmacher Brand im "Schattenwinkel" gewohnt. Das alte Häuslein wurde nach ihm die "Brandhütte" genannt, obwohl es nicht ihm gehörte und er alle Jahre die Miete dafür zahlen musste.

Als der Greis dann das Zeitliche segnete und das kleine Haus mit einem noch kleineren vertauschte, wollte sich für die Brandhütte kein neuer Mieter finden. Den einen war sie zu abgelegen, den andern schien sie zu baufällig. So stand sie lange Zeit verlassen in der grossen Einsamkeit, inmitten von Wald und Weidland.

Im Sommer guckten beerensuchende Kinder neugierig durch die kleinen Scheiben in die Stuben, wobei sie sich gruselige Gespenstergeschichten erzählten, bis die Angst vor dem Unsichtbaren, Geheimnisvollen sie auf einmal packte. Dann sprangen sie aufkreischend davon. Es kam wohl auch vor, dass von Zeit zu Zeit ein armer Heimatloser sein Nachtlager im Ziegenstall aufschlug, und im Winter feierten die Mäuse und Ratten der ganzen Gegend beim Mondschein ihre Feste in den kahlen Räumen.

Im Frühjahr — die Schwalben waren eben daran, unter dem verwetterten Schindeldach ihre Nester zu flicken — hielt auf dem holprigen Weg vor dem Häuslein ein mit ärmlichem Hausrat beladener Wagen still. Vorn auf dem Fuder stand als einziges Prunkstück ein abgenutztes Ruhebett. Wie verlottert es war, sah man vorläufig nicht, denn acht Menschenkinder thronten dicht aneinandergeschmiegt darauf. In der einen Ecke sass ein junges, blasses Weib. Um den schmalen Kopf trug sie zwei schwere Blondzöpfe gewunden, darunter hervor wirres Kraushaar anmutig und weich in die weisse Stirn fiel. In die regelmässigen Gesichtszüge hatten Müdigkeit und Sorge tiefe Spuren eingekerbt, aber trotzdem entbehrten sie nicht eines eigenartigen Liebreizes. Auf ihrem Schoss schlief ein wenige Monate altes Kindlein, neben ihr reihten sich wie Orgelpfeifen sechs kleine Buben, von denen der älteste etwa sieben Lenze zählen mochte.

Ein grosser, breitschultriger Mann, der mit schwer beladenem Handkarren dem Wagen gefolgt war, hob nun ein Kind ums andere zur Erde. Das Kleinste bettete er am Waldrand behutsam in einen Korb. Zuletzt half er der bleichen Frau vom Wagen.

"Wie gefällt es dir hier, Mariele? Nicht wahr, es ist schöner als in der Stadt! Schau, dort im Garten schlägt schon der Flieder aus!"

Seine Worte überstürzten sich; die mit Mariele angeredete Frau fand kaum Zeit zur Antwort, aber das neue Heim gefiel ihr. Wie zwei glückliche Kinder standen sie da, bewunderten dies und jenes und vergassen die ganze Welt um sich her. Dem Fuhrmann kam das Treiben endlich zu dumm vor. Erbost schrie er den beiden zu: "Es wäre, denk ich, endlich an der Zeit, sich an das Abladen zu machen, ich will da nicht mit Ross und Wagen im Freien übernachten!" Das leuchtete selbst dem Sepp und dem Mariele ein. Allzuviel gab das Einräumen nicht zu tun. Nach einer halben Stunde fuhr der Bursche mit dem Gefährt wieder weg.

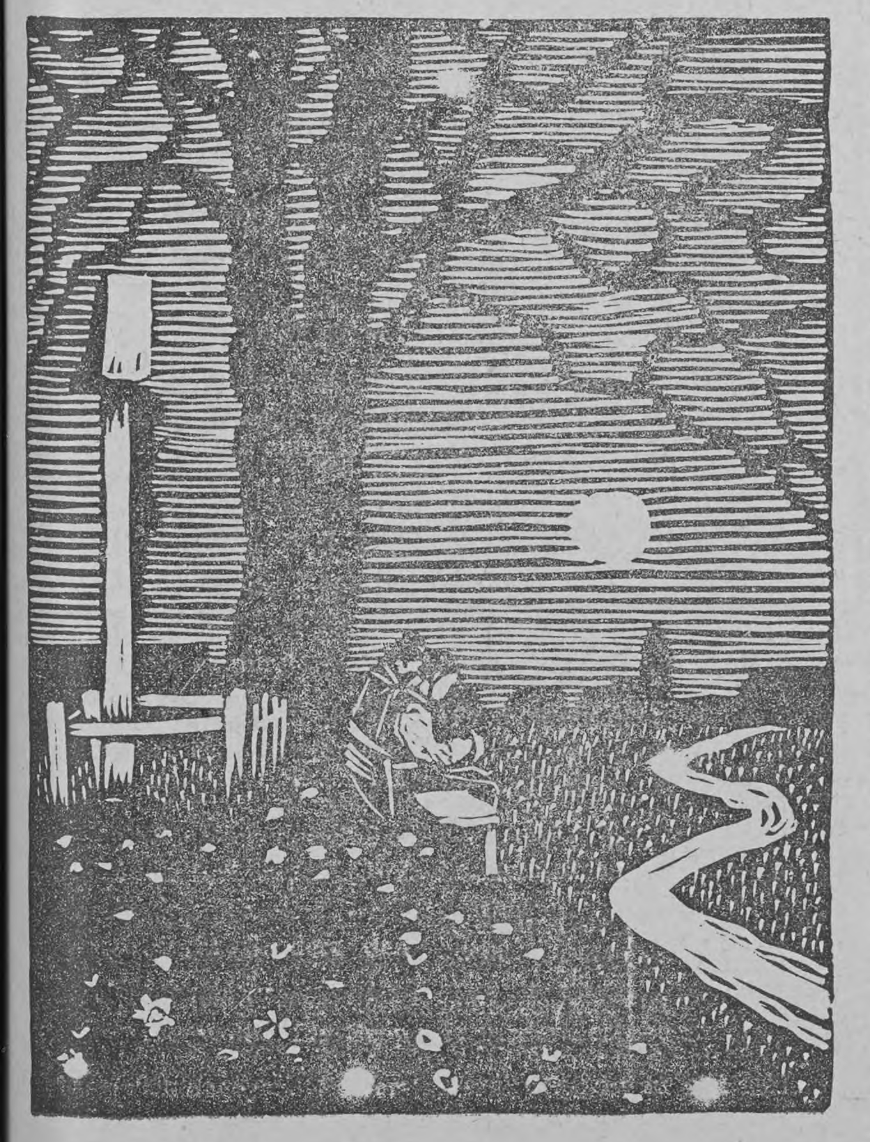
Der Sepp war seit seiner Verheiratung in einer Stadt im Unterland Schustergeselle gewesen. Während ein Kind ums andere anrückte — jetzt war das achte unterwegs—blieb der Lohn eben stets derselbe, und Sepp fand, das Leben in der Stadt sei allzu teuer. In dieser Zeit wurde ihm noch die Wohnung gekündigt.

"Wegen eines harmlosen Kraches braucht einem der Haus-

meister den Bündel nicht vor die Türe zu werfen!" wetterte der Sepp. Von seinem Vater hatte er nähmlich ein ungutes Erbe angetreten: den Jähzorn. Der packte ihn oft wegen einer Kleinigkeit. Dann wurde aus dem gutmütigen, freundlichen Mann ein rasender Feuerteufel, und weil das Mariele auch nicht an Sanftmut litt, entstand jedesmal ein fürchterlicher Krach in der kleinen Wohnung. Lange dauerte es nie, dazu hatten sie sich zu lieb. Wenn die erste Hitze verflogen war, versöhnten sie sich reumütig wieder, beteuerten einander ihre Liebe und versprachen sich ewigen Frieden. Da dieser aber stets nur bis zum nächsten Zornausbruch dauerte, verlor der Hausbesitzer nach verschiedenen erfolglosen Mahnungen schliesslich die Geduld.

Im Anzeiger war neuerdings das Gütlein im Schattenwinkel zur Miete ausgeschrieben. Nach kurzem Besinnen entschloss sich der Sepp dafür. "Erstens ist der Mietzins billig, zweitens kann ich endlich auf eigene Rechnung arbeiten, drittens haben wir dort das Recht zu leben, wie es uns gerade passt." Der dritte Grund war ausschlaggebend. —

In der Brandhütte herrschte nun tagelang eitel Glück und Sonnenschein. Ja, es schien, als ob der Schattenwinkel seinen Namen mit Unrecht trage. Die Freude der sechs Buben in der goldenen Freiheit und Losgebundenheit kannte keine Grenzen. Jeder Tag brachte neue Ueberraschungen für sie. Sie zwitscherten und jubilierten mit den Schwalben unterm Dach um die Wette. Selbst der siebente im Korb krähte auf seine Weise mit. Dem Sepp leuchtete die helle Freude aus den Augen, wenn er auf die muntere Schar blickte. Mit Eifer bestellte er den Garten vor dem Haus und legte sogar noch einen Kartoffelacker an. Alles ging ihm flott aus der Hand.



In der Werkstatt lag auf der Arbeitsbank wohlgeordnet das Werkzeug. In einer Ecke auf dem Boden war der Ledervorrat aufgeschichtet. Alles wartete auf Arbeit, aber die kam nicht. Das Mariele freute sich am Glück der Ihren, doch im geheimen sorgte es sich, weil der Verdienst ausblieb. Auch fühlte es sich stets erschöpft und müde, was es seinem Zustand zuschrieb. "Ich sollte halt jetzt für zwei essen können", seufzte es oft für sich. Wenn es aber sah, wie die vielen hungrigen Esser über die Speisen herfielen, legte es den Löffel weg, bevor es satt geworden.

Als der Sepp mit dem Garten fertig war, schaute er auch mit Ungeduld nach Arbeit aus. "Vieleicht solltest du den Bauern nachgehen, um dich zu empfehlen", riet das Mariele. Dem Sepp war es heute nicht zu treffen. "Um Arbeit betteln gehen! Darauf kannst du noch eine Weile warten. Eher gehe ich hinter der Eisenbahn her, Rossmist zusammenzulesen!" Das Mariele war zu müde zum Streiten, es neigte sich tiefer über das Kind in seinen Armen und schwieg. Das war dem Sepp auch nicht recht. Unwirsch ging er aus der Stube.

Draussen überrannte er beinahe den Postboten. "Seid Ihr der Schumacher Kiener?"

"He ja, wer anders sollte ich sonst sein,"

"Es ist schade, dass Ihr es nicht angeschrieben tragt, wenn man Euch nicht fragen soll!"

Sepp überhörte die Bemerkung. Misstrauisch betrachtete er den soeben erhaltenen Brief. "Vom Lederhändler Schwarz! Was Drecks will der wohl von mir?" brummte er vor sich hin. Ohne besondere Eile öffnete er das Schreiben. Aber ehe er es ganz zu Ende gelesen, wandte er seine Schritte hastig dem Hause zu.

"Wo hast du die Quittung von Schwarz hingeräumt?" herrschte er die erschrockene Frau an.

"Wo? Was? Von welchem Schwarz?"

Sepp stampfte ungeduldig auf den Boden. "He, von welchem Schwarz wohl? Vom Lederhändler, denk ich! Der Lump verlangt bis zum 1. Mai Bezahlung seiner Rechnung, wo ich ihm die ja gleich bar bezahlt habe." Mariele schaute bestürzt in das zornrote Gesicht des Mannes. "Willst jetzt endlich suchen!" brüllte er es an. Mit fieberhafter Eile begann es im Schrank zu wühlen. Finster folgte er seinem Tun. Saubere und schmutzige Wäsche lag durcheinander gewürfelt im Kasten. An den Haken hingen zerrissene, ungeputzte Kleider. Auf dem Tisch stand noch das schmutzige Geschirr vom Mittag. Die Betten waren noch nicht gemacht. Und das Mariele selbst: ungewaschen, ungekämmt. Als es sich bückte, schauten unter dem unsauberen Unterrock die zerfetzten Strümpfe hervor. Das alles und noch mehr sah der Sepp in den paar Augenblicken. Es war nicht erst seit heute so. Aber in seiner glückseligen Stimmung hatte er es nicht so beachtet oder dann mit Leichtigkeit darüber hinweggesehen. Heute in seiner schlechten Laune sah er scharf. Sein Blut kam in Wallung, die Adern an seinen Schläfen schwollen zu dicken Strängen an. Er wusste selbst nicht, wie es gekommen; plötzlich hielt er sein Weib an den Haaren gepackt. Wild schüttelte er die schmächtige Gestalt: "Du unordentliches, faules Weibsbild, das du bist! Allem fragst du nicht mehr nach, die ganze Haushaltung lässt du verkommen!" Er keuchte vor sinnloser Wut. "Warum! Sag warum?" Kaum hatte er die Frage getan, lösten sich auch schon seine Finger. Jäh war ihm die Antwort gekommen. Seines Weibes Zustand, ihre Müdigkeit, ihre Schwäche — er wusste doch worin sie ihren Grund hatte.

Jedes Blutströpflein schien jetzt aus Marieles abgezehrtem Gesicht gewichen zu sein. Ohne einen Laut von sich zu geben, sank es auf den Boden, das gesuchte Blatt, das sie eben zu ihrer Erleichterung entdeckt, entfiel ihren Fingern;.

"Was bin ich für ein heilloser Narr!" stöhnte der Sepp, dessen Zorn verraucht war. Behutsam hob er die Frau auf und bettete sie auf das Ruhebett.

"Du liebes, liebes Mariele, wach doch wieder auf! Mach doch um Gottes willen die Augen auf!" bat er in herzbeweglichem Ton. Die Tränen liefen ihm übers Gesicht. Seine schwere Hand war leicht, als er nasse Tücher auf Marieles Stirne legte. Endlich kam es wieder zu sich. Fragend schaute es in das angstvolle Gesicht des Gatten. Schmerzlich zog sich sein Herz

Was nach dem Kriege zu tun sein wird

1. **50,000,000 Soldaten müssen in Ruhe und Ordnung entwaffnet und dem Leben des Friedens zurückgegeben werden.**
2. **340,000,000 Europäern und 335,000,000 Chinesen, Philipinen, Javanesen und Koreanern, die heute in zerstörten Ländern leben, muss zu einer neuen Regierung, zu gerechten Landesgrenzen und zu einer sicheren Landeswirtschaft verholfen werden.**
3. **Unzählige zertrümmerte Städte sind wieder aufzubauen.**
4. **Eine mächtige Kriegsindustrie ist in eine segenbringende Friedensindustrie umzubauen.**
5. **Die Kriegsunkosten- und Kriegsschuldenfragen sind zu lösen.**
6. **Millionen von Kriegsarbeitern und Kriegsarbeiterinnen sind zu entlassen und mit neuer Verdienstmöglichkeit zu versorgen.**
7. **Die durch den Krieg disorganisierte Privatwirtschaft wird neu aufgebaut werden müssen.**
8. **Politische Streitfragen über die Neuordnung der Welt werden so gelöst werden müssen, dass Ungerechtigkeit und neues Racheglühen verhütet bleiben.**
9. **Eine neue internationale Ordnung muss erbaut werden, die jedem Menschen und jedem Volke Freiheit, Sicherheit, Gerechtigkeit und Fortschritt garantiert.**
10. **EINE NEUE MORAL-ORDNUNG WIRD GEBAUT WERDEN MUESSEN, DIE IN DEN EWIGEN ORDNUNGEN WURZELT. EHRLICHE RUECKKEHR ZUR RELIGION IN HAUS, SCHULE UND OEFFENTLICHEM LEBEN. ANERKENNUNG DER PERSOENLICHEN RECHTE EINES JEDEN MENSCHEN, GANZ GLEICH OB HEUTE DER FEINDLICHEN ODER DER VERBUENDETEN NATION ANGEHOEREND. DAS SIND DIE GRUNDSAETZE JENER ORDNUNG, DIE WIR DIE CHRISTLICHE NENNEN. OHNE SIE WAERE UMSONST GETAN, WAS WIR NACH DEM KRIEGE ZU TUN HABEN.**

zusammen, als es sich an das Geschehene erinnerte. In seine Augen kam ein ängstliches Flehen: "Du musst halt noch ein wenig Geduld mit mir haben, Sepp! Wenn ich dann wieder gesund bin und arbeiten kann, wird alles anders werden", sagte es leise. Er legte ihm sachte die Hand auf den Mund: "Sag nichts mehr davon, tu mir den Gefallen. Gerade so wie du bist, habe ich dich lieb. Was ich vorhin im Zorn gesprochen, ist dummes Zeug. Denk nicht mehr daran, Mariele, und verzeih mir." — "Armer Sepp!" Zärtlich strich es ihm die Haare aus dem heissen Gesicht. — —

Nach einiger Zeit entschloss sich Sepp doch noch zu den verabscheuten Empfehlungsbesuchen bei den Bauern. Der Erfolg war kein grosser. "Es geht auf den Sommer", sagten ihm die meisten, "da brauchen wir nicht viel Schuhe. Kommt dann im Herbst wieder." Immerhin einige flickbedürftige Schuhpaare brachte der Sepp gleichwohl mit nach Hause. Zudem hatte ihn der Haldenbauer für die Sommermonate als Tagelöhner gedingt.

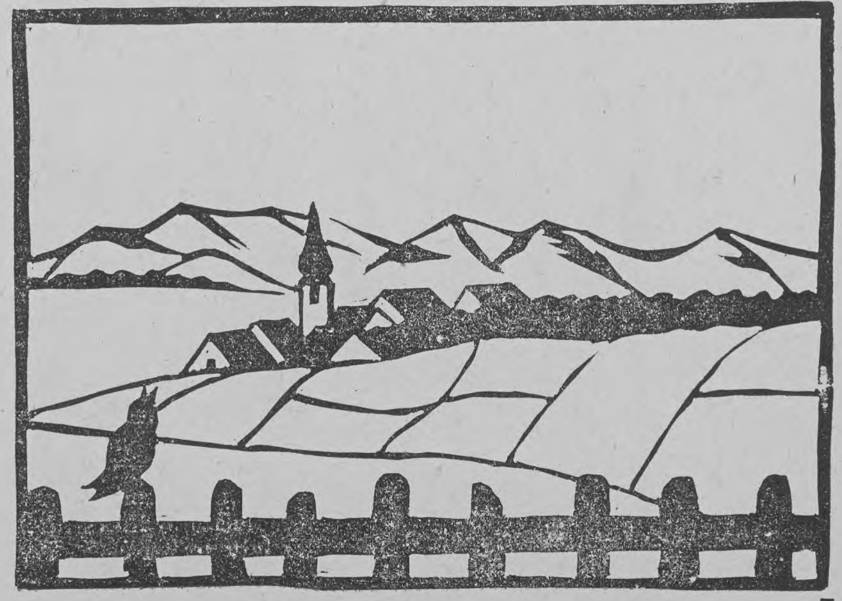
Schnell verflossen die Tage. Der Sommer kam ins Land und verging. Schon rüsteten sich die Schwalben zum Wegzug. Auf dem Dachfirst der Brandhütte sammelten sie sich. Lärmend schwirrten die Tierlein durch die Luft. Allmählich legte sich die Unruhe. — Stille, feierliche Stille trat für einen Augenblick ein, dann wie auf Befehl hoben sie die Schwingen. Abschiednehmend umkreiste die Schar das heimatliche Dach . . . in stets grösser werdenden Bogen auf und nieder schwebend. Immer höher ging der Flug, immer weiter, der blauen Ferne entgegen. Vom Waldrand aus schaute Mariele diesem Scheiden zu. Sein Jüngstes, nun ein munteres Büblein von zwölf Monaten, streckte jauchzend die Händchen nach den Fortziehenden aus. Plötzlich wurde es von seiner Mutter heftig ans Herz gedrückt: "Ach, du armes Kind, wenn die Schwalben wiederkehren, wirst du keine Mutter mehr haben." Marieles Tränen tropften in das blonde Haar des Knaben. Es fühlte sich kränker als je zuvor. Voll Besorgnis hatte der Sepp eines Tages den Arzt geholt. "Ja, gute Frau, mit Euren Herzen steht es bös", meinte dieser, "ich kann Euch nicht viel anderes verschreiben als Ruhe." Aber gerade an dieser fehlte es. Zwar tat der Sepp sein möglichstes, um seiner Frau die Arbeit zu erleichtern. Wenn er am Abend vom Haldenhof heimkam, besorgte er in der Haushaltung das Nötigste. Es blieb aber trotzdem noch zu viel für das kranke Weib. Das viele Alleinsein während des Sommers hatte sie nachdenklich, fast grüblerisch gestimmt.

Nachdem die Schwalben verschwunden waren, nahm Mariele das Kind auf den Arm und begab sich ins Haus. Es wollte einen Brief schreiben. Schon tagelang hatte es diesen Gedanken mit sich herumgetragen, heute musste es sein. Zögernd glitt die Feder über das Papier. Dieser Brief kostete Mühe . . .

"Liebe Schwester! In wenigen Tagen erwarte ich mein achtes Kindlein. Ich bin krank, der Arzt sagt herzkrank. Manchmal denke ich, dass ich bald sterben müsse. Aber ich möchte noch gerne dableiben. Die Kinder haben mich so nötig und der Sepp auch. Vielleicht werde ich ja auch wieder gesund, wenn meine schwere Stunde vorbei ist. Nun, liebe Schwester, bitte ich Dich herzlich, verzeih uns, dem Sepp und mir, was wir Dir vor neun Jahren angetan. Es hat mich in letzter Zeit schwer geplagt. Früher habe ich nicht so darüber nachgedacht. Wir haben unrecht an Dir gehandelt, damals, aber, weisst, wir hatten einander so lieb, und wir sind so glücklich geworden. Ja, weisst, trotz aller Armut unsäglich glücklich. Der Sepp ist gut, er muss aber jemand haben, der ihn versteht. Ach, Anneliese, wenn es mit mir etwas geben sollte, dann nimm Dich der armen Kinder an. Schreib mir recht bald, ich warte mit Sehnsucht auf Deine Antwort.

Dein Mariele."

Die beiden Aeltesten trugen das Schreiben sorgfältig eingewickelt auf die Post im nächsten Dorf. Eine Last war dem Mariele von der Seele gefallen. Erleichtert atmete es auf. Der Sepp konnte sich an diesem Abend nicht genug wundern über sein Weib. Es war ihm eine kurze Strecke entgegengekommen. Fröhlich plaudernd schritt es neben ihm, voll übersprudelnder Schalkhaftigkeit. Nun wird alles wieder gut, freu-



te sich der Sepp im stillen. Es war kurz zuvor ein leichter Regenschauer gefallen; unzählige Regentröpflein glitzerten im Abendschein auf dem kurzen Herbstgras. “Schau, Mariele, was für reiche Leute wir sind; uns schüttet der Herrgott die Edelsteine nur so vor die Füsse, während andere sich höchstens hie und da einen für schweres Geld kaufen können!” Maria lachte hell auf. Dann lehnte es den Kopf an seine Achsel: “Wann bleibst du denn wieder bei mir daheim?”

“Warum fragst du? Hast du etwa Langweile nach mir?”

Mariele nickte.

“Der Haldenhofbauer hat mir heute abend gesagt, dass er für die nächsten zwei, drei Wochen meine Hilfe nicht brauche. Die Bäuerin sucht heute noch die zerrissenen Schuhe zusammen. Ich könne morgen mit dem Karren kommen, es gäbe schon einen halben Kartoffelsack voll. Es sind gute Leute, die Haldenhöfler, die wollen nicht, dass du in dieser Zeit allein seiest.”

Das Mariele schmiegte sich an den Sepp. Freude und Hoffnung blühten in ihm auf wie durstige Pflanzen im frischen Wasser. —

Schon am frühen Morgen fuhr der Sepp mit seinem Handkarren von zu Hause fort. Die vier ältesten Buben sassen seelenvergnügt und stolz wie die Spanier auf dem Gefährt. Unermüdlich winkten sie der unter der Haustür stehenden Mutter Lebewohl zu. Jetzt kam eine Wegbiegung, da wendete sich auch der Sepp noch einmal nach seinem Mariele um . . .

Es wandte sich wieder ins Haus zurück. Zuerst musste es nach den Kleinen sehen, dann wollte es sich ans Aufräumen machen. Der Sepp sollte ein behagliches Heim finden, wenn er zurückkam. Es war ihm ganz festtäglich zumute. In einem fort sang und klang es in ihm: der Sepp bleibt zu Hause, der Sepp hat Arbeit gefunden . . .

Drinnen in der Kammer fand es den Kleinsten friedlich im Korbe schlafen. Der dreijährige Fränzl sass mit dem zweijährigen Jakob auf dem Kammerboden, beide sehr vertieft in ihr Spiel. Der Fränzl musste irgendwo eine Schere erwischt haben, damit hatte er ein Loch in sein Kissen gebohrt und zog nun Federchen um Federchen daraus hervor.

“Vöglein, flieg auf!” rief er jedesmal, wenn er zum grössten Ergötzen des Jakob eines in die Luft blies. Haftig bückte sich das Mariele, um die Schere an sich zu nehmen. Aber was war das? Es wurde ihm auf einmal so merkwürdig. Die Stube begann sich im Kreise zu drehen, vor den Augen lag es ihm wie ein Schleier. Mit Mühe schleppte es sich in die Stube hinaus auf das Ruhebett. Ein heftiger Schmerz durchfuhr es . . ., dann spürte es nichts mehr. Die schmerzlich verzogenen Züge glätteten sich . . . .

In der Kammer spielten die Kinder weiter, bis sich der Fränzl mit der Schere in den Finger stach, dann suchten sie die Mutter. Weinend streckte das Büblein sein verwundetes Fingerchen mit dem roten Blutströpflein in die Höhe. “Mutti, der Fränzl hat Weh-weh!” Die Mutter blieb still.

“Schau, Mutti, der Fränzel blutet,” wiederholte der Kleine eindringlicher. Jetzt musste sie doch aufwachen, denn eine Mutter kann doch nicht schlafen, wenn ihr Büblein blutet. Aber sie schlief. Das erhobene Fingerchen sank herab, dem Fränzl war in den Sinn gekommen: die Mutter zürnt, weil er ein Loch ins Kissen gemacht, darum sagte er nichts. Aber er wollte es ganz gewiss nicht wieder tun. Er erfasste ihre herabhängende Hand. Bittend schmiegte er die weiche Wange daran: “Fränzl will lieb sein.” Ach, wie schlief die Mutter so fest, wie war ihre Hand so kalt! “Mutti friert!” erklärte er seinem Brüderchen, das mit staunenden Augen die stille Gestalt betrachtete. Sie kamen sich plötzlich verlassen vor. Da hörten sie draussen den Vater und die Brüder mit dem Karren anlangen. Eilig verliessen sie die Stube.

“Wo habt ihr die Mutter?” rief ihnen der Vater entgegen.

“Mutter schläft und hat ganz kalte Hände”, berichteten sie. Der Jakob wollte am Vater in die Höhe klettern, hastig wurde er auf die Seite geschoben. Der Sepp eilte in die Stube . . . Dann kam von dorther ein Schrei, der die sechs Buben angstvoll zusammenfahren machte, den Jüngsten im Korb aufweckte . . .

Maiandacht

Auf dem Dorf in Kindergarten:
Junge Blüte wuchs uns zu,
Acker, Wald und Wiese lagen
schon in Feierabendruh.
Und vom Turm des Kirchleins
klangen
Glocken hell im Erzgeläut:
Zu Maria kommt gegangen,
Kinder, Maiandacht ist heut'!

Auf umblühten Wegen strebten
jung und alt den Klängen nach,
erste Abendschatten webten
ihre Schleier um den Tag.
Doch im Kirchlein auf dem
Chore
leuchtete der Maialtar
hell im weissen Blütenflore
nieder auf die Beterschar.

Herzen hoben sich und Hände
auf zur Maienkönigin,
durch das Kirchlein ins Gelände
brauste es im Jubel hin:
“Sieh, dich will der Mai begrüssen,
segne ihn, Maria rein,
und auch uns zu deinen Füssen,
deine Kinder grosss und klein!”

Tief geheimnisvolles Regen
war in solcher Maiandacht,
und es ging des Himmels Segen
mit den Betern in die Nacht.
Erste goldne Sterne glommen
auf dem Heimweg hoch im Blau,
und es neigte sich in frommen
Schauern die geweihte Au' . . .

Wenn heut' wie in Kinderherzen
Abendglockenklang im Mai
du an Ohr und Herz hörst schlagen,
wandre nicht am Klang vorbei!
Sieh, im weissen Blütenflore
steht die Maienkönigin
so wie einst noch auf dem Chore
Mutter, Magd und Helferin!

Willi Lindner.

Sepp stand am Lager seines toten Weibes . . . .

"Fräulein Vogel, nicht wahr, Sie sorgen dafür, dass die bestellten Waren für die Gebrüder Bernheim noch vor Mittag in die Versandabteilung gelangen?"

Die Angeredete blätterte in der Arbeitskontrolle nach. "Ja, es wird gehen, bis elf Uhr wird die Bestellung versandbereit sein."

"Schon gut!" Prokurist Sperrmann wandte sich zum Gehen. Bei der Türe blieb er nochmals zögernd stehen. "Schönes Wetter heute", sagte er, weil ihm sonst nichts Gescheiteres einfiel.

"Ja, ein schöner Herbsttag." Die Stimme der Anneliese Vogel klang etwas verwundert.

Sperrmann gab sich einen innerlichen Ruck und unterbrach die eingetretene Stille: "Man sollte es noch benützen, das schöne Wetter, bevor es Winter wird. Hm, was ich sagen wollte, dürfte ich Sie nachmittags zu einem Spaziergang abholen? Es ist ja Samstag."

"Sie sind gütig, Herr Sperrmann. Leider muss ich Ihnen eine Absage geben. Ich erhielt heute morgen Nachricht von der Erkrankung meiner Schwester. Nun habe ich mich entschlossen, gleich nach dem Mittagessen dort hin zu verreisen."

Sperrmann verabschiedete sich. Anneliese Vogel machte noch einige Eintragungen in die Kontrolle. Hell schien die Herbstsonne zu den hohen Fenstern in das Kontor der Vorsteherin der Konfektionsabteilung herein. Ihr mildes Licht umfloss die schlanke Gestalt der Schreibenden. Das Antlitz war blass und schmal, die Linie fast herb zu nennen. Aber in den grossen dunkelgrauen Augen lag ein warmes Leuchten, das alles Herbe in dem Gesicht milderte und es zu einem anziehenden machte. Nachdem die Schreibarbeit erledigt, begab sich Anneliese in den Arbeitssaal. Etwa dreissig bis vierzig Arbeiterinnen sassen emsig über ihre Arbeit gebeugt. Die Nähmaschinen spurrten ohne Unterbruch.

Der Wahnsinnstanz der Menschheit . . .

Der moderne Krieg vernichtet so viele Lebenswerte und menschliche Gebrauchsgüter, dass einem Hören und Sehen vergeht, wenn diese Zahlen in ihrer furchtbaren Grösse vor uns hintreten.

Wir reden von Millionen und Milliarden, ohne das Gewicht zu spüren, das ein paar Nullen haben können. Noch nie sah die Welt eine solch unermessliche Vernichtung, wo die Menschen die Möglichkeit zu einem grandiosen Aufbau im Frieden gehabt hätten, wenn sie guten Willens gewesen wären.

In einer Minute verfeuert ein Maschinengewehr mehr, als eine Familie mit vier Kindern im Jahr für Brot ausgibt.

Die grossen Kaliber verfeuern mit einem Schuss den Wert, der einer ganzen Division pro Tag für Brot genügt.

Ein Torpedo, das in einem Augenblick zerplatzt und unheimliche Zerstörung anrichtet, hat den Wert von 70,000 Broten.

Ein schwerer Bomber kostet gerade so viel, dass man mit dieser Summe 20 Häuser zum Preise von 50,000 Franken herstellen könnte. Mit dem Geld, das Amerika für den Bau von 36,000 Flugzeugen bewilligt hat, könnte man jedem zehnten Schweizer ein Haus bauen oder man könnte 10,000 Spitäler errichten, jedes zu 2 Millionen Franken.

Ein einziges grosses Schlachtschiff kostet mehr, als wir Schweizer in einem Jahr für unser gesamtes Schulbildungswesen ausgeben.

Eine Flottenparade ist das gewaltigste Schaustück kostbarer Werte. Der Wert des grössten Diamanten reicht nicht einmal aus, um die Bordwände anzustreichen.

Eine Seeschlacht ist die rascheste und gründlichste Vernichtung dieser Werte. Mit einem einzigen Schlachtschiff sinken 100 bis 150 Millionen Franken in den Abgrund des Meeres. Und ungezählte Milliarden liegen schon dort begraben. Ein Teil davon würde genügen, um den hungernden Kindern der ganzen Welt zu helfen.

Das Vermögen eines Millionärs reicht gerade dazu aus, einen Tank und ein Jagdflugzeug zu kaufen. Der arme Milionär, was will er mit einem Tank und einem Flugzeug anfangen, wenn er dabei verhungert! Eine Million ist, produktiv gerechnet, der Geldwert, der einer Arbeitsdauer von 500,000 Stunden entspricht. Hinter jeder Million Franken steht die Jahresarbeit von 200 Menschen.

Ein Tag kostet jede der drei kriegführenden europäischen Grossmächte etwa 300 Millionen Franken. Rechnet man alle kriegführenden Grossmächte mit einer Tagesausgabe von 1000 Millionen = einer Milliarde Franken, so hat man nicht zuviel gerechnet. Nimmt man aber Amerika und Japan und alle die kleinern kriegführenden Länder dazu, dann kommt man auf eine Tagesausgabe für Kriegsführung von 2000 Millionen Franken! Schon das gibt im Jahr über 700 Milliarden Franken. Wenn wir bedenken, dass es nur 2 Milliarden Menschen auf Erden gibt, Kinder und Greise mitgerechnet, dann beträgt die jährliche Kriegsausgabe pro lebenden Mensch 350 Franken.

Welch ungeheure Kräfte der Menschen sind jetzt am Zerstörungswerk! Was könnte geleistet werden, wenn all diese Kräfte zum Gemeinschaftswohl der Völker verwendet würden!

—Aus einer Schweizer Zeitung.

———o———

Maria, Koenigin,
Mutter und Helferin,
Maria salve!
Des Himmels Kaiserin,
bei Gott ein' Mittlerin.
Maria salve!
Des Lebens Suessigkeit,
Hoffnung, Barmherzigkeit,
Trost aller, salve!
Drum sind wir dir bereit
hie und in Ewigkeit
zu singen: salve!

Jedes andere Geräusch ging in diesem Lärm unter. Mit sicherer Haltung schritt die Leiterin durch die langen Reihen der Arbeitenden, hier eine Anweisung erteilend, dort mit ruhiger Stimme etwas rügend. Von Zeit zu Zeit knisterte in ihrer Tasche ein Brief, in dem zu lesen stand: in einigen Tagen erwarte ich mein achtes Kindlein. Ich bin krank . . .

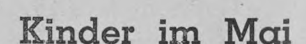
Anneliese biss auf die bebenden Lippen, niemand sollte ihren Jammer sehen. Sie hatte es zeitlebens nie über sich gebracht, ihre Gefühle zu zeigen. Es hatte sich auch nie jemand sonderlich um diese gekümmert. Als Vorgesetzte war sie beliebt. Ihr überlegenes, beherrschtes Wesen zwang Achtung ab. Die Arbeiterinnen fügten sich willig ihren Anordnungen. Es gab zwar auch hie und da bei den Neueeintretenden solche, denen die straffe Ordnung nicht behagte, diese kamen gewöhnlich nach den ersten vierzehn Tagen nicht wieder. Das Agnesli Spring hatte eine Ausnahme gemacht. Dieses glaubte nämlich, sein Nähmachinentisch sei dazu da, um zartrosafarbige Brieflein darauf schreiben zu können. Als die Vorsteherin es eines besseren belehrte, meinte es naserümpfend zu seiner Nachbarin: "Na, die braucht sich nicht in meine Angelegenheiten zu mischen. So eine alte Jungfer versteht von Liebe gerade soviel wie eine Kuh von Muskatnuss." Seelenruhig fuhr es fort, seine Herzensergüsse auf dem gewohnten Platz zu schreiben. Doch eines Tages wurde es zu Anneliese Vogel ins Kontor gerufen. "Die fliegt hinaus!" tuschelten die Arbeiterinnen untereinander. Aber das Agnesli "flog" nicht. Was die beiden miteinander gesprochen, hat nie jemand erfahren. Aber das Agnesli schrieb fortan seine "Rosafarbnen" nicht mehr während der Arbeitszeit, und nach und nach wurde eine geschickte, gewissenhafte Arbeiterin aus ihr. Ein klein wenig Verstehen, ein bisschen Güte hatten zu dieser Wandlung genügt — —

Der Schnellzug fuhr durch die farbenfrohe Herbstlandschaft.

Anneliese sass lässig, den Kopf an den aufgehängten Reisemantel gelehnt, an ihrem Platz. Gleichgültig liess sie die wechselnden Landschaftsbilder an ihren Augen vorübergleiten. In Gedanken war sie bereits am Ziel ihrer Reise, im Schattenwinkel. — —

Mit sechzehn Jahren hatte sie die Mutter verloren. In einem Alter, in dem andere sorglos die Jugend geniessen, war die Pflicht an sie herangetreten. Sie musste dem stets kränkelnden Vater und dem erwachsenen Bruder die Haushaltung besorgen, der um sechs Jahre jüngeren Schwester sollte sie die Mutter ersetzen. Sie tat beides, so gut sie es verstand; ans Jungsein durfte sie dabei nicht denken. Die Jahre verstrichen. Dem Vater brachte der Tod Erlösung von seinen Leiden. Das Mariele wurde der Schule entlassen und ging ins Ausland. Der Bruder musste einen Gesellen einstellen. Mit dem schlanken, dunkeläugigen Sepp war das Glück zu Anneliese gekommen. Dem heimatlosen Burschen gefiel das mütterliche Walten des jungen Mädchens. Sie dagegen freute sich an Sepps überschäumender Lebensfreude, an seiner sonnigen Art. Da konnte es nicht anders kommen, als dass sie sich liebgewannen. Die stille Anneliese, die bis jetzt nichts gekannt als strenge Pflichterfüllung, blühte in warmen Schein dieser Liebe auf wie ein Röslein im Sommersonnenschein. Zum Verlobungsfest kam auch das Mariele heim. Abwesenheit war es zu einer Während der vier Jahre seiner blühenden Jungfrau herangereift. Die strahlenden, blauen Augen, das flimmernde Blondhaar, das frische Gesichtchen, die kecken, etwas herausfordernden Bewegungen, alles strömte Daseinslust aus. Da Annaliese noch einige Monate zu einer Verwandten gehen wollte, um sich im Nähen auszubilden, sollte das Mariele unterdessen zu Hause ihre Stelle einnehmen. Allmählich nahm es dann aber auch der Schwester Platz in Sepps Herzen ein. Das schlichte Bild Annelieses verblasste. Als sie nach





Kinder im Mai

Kleine Blumen pflückten wir,
und nun stehen sie als Zier
vor dem Muttergottesbild.
O, wie lacht Maria mild,
und sie hält ihr Jesulein
in die Maiensonn' hinein.

Die spielt in der Strahlenkron'
und in der vom kleinen Sohn . . .
Ist so still die Waldkapelle,
nur die Vögel singen helle,
und in alle Frühlingsweise
beten wir ganz fromm und leise.

Margaret Hohmann.

sechs Monaten wieder heimkam, gestand ihr der Bräutigam, dass er erkannt habe: nicht sie sei die Rechte für ihn, sondern ihre Schwester. Das Mariele und er seien schon einig. Diese Eröffnung schloss in Anneliese zu, was das Glück entfaltet hatte. Mit Weh und Bitterkeit im Herzen zog sie von zu Hause fort. Nächtelang wälzte sie sich schaftlos auf ihrem Lager. In heissem Zorn rang sie die Hände. “Strafe sie, Gott, strafe sie!” war ihr leidenschaftliches Gebet. Die Zeit linderte ihr Leid. Ihr Zorn legte sich. Und aus Kampf und Not ging sie gefestigt hervor. Schlummernde Kräfte waren in ihr wach geworden, sie zu frischer Tat ansporend. Sie bildete sich in der Schneiderei weiter aus, besuchte Kurse und Fortbildungsschulen. Sie schaffte sich Selbststudienwerke an und lernte bis tief in die Nacht hinein. Als Lohn für ihr unverdrossenes Ringen wurde ihr die leitende Stellung in der bekannten Trikotwarenfabrik Schreiner und Co. zuteil. Von zu Hause hörte sie nicht viel. Einmal schrieb sie ihr der Bruder, der Sepp arbeite in einem andern Geschäft; dass er es zu nichts bringe und sich kaum der bittersten Armut erwehren könne, geschehe ihm ganz recht, er habe es an ihr nicht anders verdient. Beim Lesen dieses Satzes musste Annaliese an die Verwünschungen, die sie im ersten Zorn ausgestossen, denken. Wie sie sie nun bereute! Aber Gott, der Grosse, Unfassbare, dessen Führung sie in ihrem Leben deutlich spürte, war ja kein Gott, der auf die Bitten eines kleinlichen, rachsüchtigen Menschenkindes hörte. Sie war über jene hässlichen Gefühle längst hinausgewachsen. Manche Geldsendung, manche Kiste mit Lebensmitteln waren im Laufe der Jahre an die Schwester gesandt worden. Antwort hatte sie nie erhalten, der Brief von heute morgen was das erste Lebenszeichen. — —

Die Reise war ermüdend gewesen. Nach mehrmaligem Umsteigen langte Anneliese gegen Abend in Schattenwil an. Von hier aus hatte sie noch eine zweistündige Fusswanderung vor sich. Der freundliche Bahnvorstand gab ihr seinen halbwüchsigen Sohn als Begleiter mit. Rüstig schritten die beiden Wanderer aus. Das muntere Geplauder des Jungen, das stramme Gehen in der würzigen Bergluft verscheuchten in Anneliese alle traurigen Gedanken. Endlich blieb der Knabe stehen: “Schaut, das schwarze Häuschen dort am Waldrand ist's!” Anneliese verabschiedete sich von dem Buben. Ein vergnügtes Grinsen lief über sein rundes Gesicht, als sie ihm zu dem Geldstück noch ein Paket Scholkolade in die Hand drückte.

Also dort in der kleinen Hütte, beschirmt vom dunklen Tann, wohnte das Mariele mit den Seinen. Fürwahr ein schöner Platz zum Glücklichsein. Nichts regte sich um das Haus herum. Kein Laut war hörbar. “Wie ausgestorben”, dachte die Besucherin. Die Stille legte sich beklemmernd auf ihr Herz. Mehrmals klopfte sie an die Haustür, aber niemand öffnete. Da klinkte sie die Türe auf und trat ein. Es war die Küche. Die denkbar grösste Unordnung herrschte darin. Ausser zwei Mäusen, die bei ihrem Eintritt hurtig vom Tisch sprangen, regte sich nichts in dem dämmrigen Raum. Aus der halboffenen Türe auf der entgegengesetzten Seite drang ein schmaler Lichtstreifen. Anneliese näherte sich dieser Türe. Plötzlich blieb sie wie angewurzelt stehen. Ein kurzer Laut war an ihr Ohr gedrungen: war es ein Aechzen, war es ein Schluchzen gewesen? Da wieder alles still blieb wie zuvor, öffnete sie nach einem vergeblichen Pochen zögend die Tür. Ein Petroleumlämpchen erhellte spärlich den niederen Raum. Am Tisch vermochte sie die Gestalt eines Mannes zu erkennen, beide Arme auf den Tisch verschränkt, das Gesicht darin vergraben, sass er da. Neben der Türe machte sich ein schwärzlicher Sandsteinofen breit. Dort, in jener dunklen Ecke, stand ein Bett, die Federdecke lag auf dem Stuhl daneben. Anneliese schaute genauer hin: mit einem weissen Laken war das Lager zugedeckt. Ja, und was war das? Hoben sich nicht die Umrisse eines menschlichen Körpers davon ab? Ein Gedanke durchzuckte blitzschnell ihr Hirn: Mariele. Mit zwei Schritten stand sie neben der Gestalt am Tisch, die sich beim Geräusch der nahenden Tritte langsam aufrichtete. Ein verstörtes Gesicht blickte ihr entgegen. “Sepp!” Er erkannte sie nicht. Verständnislos schaute er sie an. Er fragte nicht: Wer seid Ihr? Dachte vielleicht: was will die Fremde hier? Alles war ihm so gleichgültig . . . sein Leben lag dort . . zugedeckt . . . “Sepp, sag, wo ist das Mariele? was macht es?” Von lähmender Angst ergriffen, brachte Anneliese die Frage, auf die sie die Antwort bereits zu wissen glaubte, kaum hervor.

“Dort. Gestorben ist's.” Sepps Stimme klang rauh. Der nach dem Bett hinweisende Arm blieb noch eine Weile ausgestreckt— er schien erstarrt zu sein—,dann sank er schlaff am Körper herunter.

“Es ist halt jetzt tot!” sagte er nochmals, wie zu sich selber. Muss man nicht oft den Kindern eine schwere Sache zweimal sagen, weil sie diese nicht begreifen können? Ach, du armer grosser Sepp, du begreifst es ja auch nicht, dass dein Liebstes von dir gegangen ist. Fassest es immer und immer noch nicht, trotz der Wiederholung deiner Worte. Anneliese fühlte einen zuckenden Schmerz am Herzen. Die Tränen schossen ihr in die Augen, Worte brachte sie keine hervor. Leise, als befürchte sie, die Tote in ihrem Schlaf zu stören, bewegte sie sich auf das Bett zu. Mit schier versagender Hand lüftete sie das Laken. Lange schaute sie in das schmale, klein gewordene Gesichtlein mit dem kindlichen Ausdruck. Nicht dem Mariele, das sie vor Jahren zum letzten Male gesehen, glich die Ruhende hier, sondern dem mutterlosen Kind, das sie mit Liebe umsorgt hatte. Oder war doch noch etwas anderes, etwas

Fremdes, etwas, das sie nie darin gesehen, in dem wächsernen Antlitz? Marieles kleine Hände lagen über dem gesegneten Leib gefaltet.

"Liebes, kleines Mariele", schluchzte Anneliese. Still deckte sie die Schwester wieder zu und wandte sich ab. Nach einer Weile fragte sie: "Wann ist es gestorben?" Der Sepp hatte sie nun erkannt. In stockender Rede erzählte er ihr, wie er beim Nachhausekommen das Mariele kalt und starr auf dem Ruhebett gefunden, wie er ins Dorf zum Arzt geeilt und wie dieser dann einen Herzschlag festgestellt habe.

"Und die Kinder, wo sind sie?"

"In der Kammer drinnen schlafen sie."

"Ich möchte sie sehen."

Er nahm das qualmende Lämpchen und ging Anneliese voran. Eine dumpfe, verbrauchte Luft schlug ihnen beim Eintritt entgegen. Der matte Lichtschein fiel auf ein breites Bett. Unter der dünnen Federdecke schliefen friedlich die fünf ältesten Buben, drei beim Kopfende, zwei beim Fussende. Es machte ihnen warm. Feuerrot glühten die Gesichtlein aus den schmutzstarrenden Kissen heraus. Vom Fränzl, der zwischen dem siebenjährigen Seppl und dem sechsjährigen Toni schlief, war nichts zu sehen als ein Büschel blonder Locken.

"Der arme Bub muss ja erstikken." Anneliese zog den kleinen Schläfer unter dem Deckbett hervor. Fränzl blinzelte in das Licht und murmelte schlaftrunken etwas in sich hinein, dann schlief er weiter. Dafür begann es sich in einer andern Ecke der Kammer zu regen. "Mutti, die Tierchen kommen!" wimmerte ein feines Stimmlein. Sepp wandte sich mit dem Licht dorthin: eine längliche Makkaronikiste, mit dürren Laub halb gefüllt, darüber ein Tuch, auf dem Tuch der zweijährige Jakob. Aufrecht sass er auf dem kümmerlichen Lager. "Die Tierchen beissen!" jammerte er und griff in den Halsausschnitt seines unsaubern Hemdchens.

DIE KIRCHE SPRICHT:

Der Geist des Herrn erfüllt den Erdkreis, Alleluja, und der, welcher alles zusammenhält, hat Kenntnis der Sprache, Alleluja, Alleluja! Es erhebe sich Gott, dass zerstreut werden seine Feinde und fliehen, die ihn hassen, vor seinem Angesichte. — Ehre sei dem Vater, dem Sohne und dem Heiligen Geiste.

"Die Wanzen plagen ihn", erklärte Sepp seiner Begleiterin. Diese schüttelte es, ein grenzenloser Ekel erfasste sie. Aber sie bezwang sich und beugte sich liebevoll über das Kind.

"Zeig, Köbeli, wir wollen die bösen Tierchen fortnehmen." Das war leichter gesagt, als getan. Denn als sie dem Kind das Hemd öffnete, war das Ungeziefer schon verschwunden. Der kleine Körper war mit Schwellungen und Kratzwunden ganz übersät. War so etwas menschenmöglich? Anneliese blickte ratlos zu Sepp auf.

"Deck ihn nur wieder zu, er soll jetzt schlafen", erwiderte Sepp auf die stumme Frage. Sie befolgte den Rat. Nur fort, hinaus aus dieser ungemütlichen Umgebung.

"Dort ist noch der Jüngste, der Hansel!" Sepp leuchte über einen Wäschekorb. "Auch noch," dachte Anneliese müde. — —

Der Schwager wollte noch nach dem Haldenhof gehen, um die Bäuerin um Unterkunft für Anneliese zu bitten. Endlich allein gelassen, brach der Jammer mit Wucht über sie herein . . . Hier die Tote, dort drinnen die hilflosen Würmchen . . . . was sollte mit diesen werden? Sie suchte ihre Gedanken zu ordnen, es gelang ihr nicht. Auch später, als sie in einer der freundlichen Haldenhofstuben im saubern Bett lag, wirbelte all das Gesehene und Gehörte in wildem Reigen durch ihr Hirn. Erst gegen Morgen fand sie den ersehnten Schlaf. Mit dem Erwachen kehrte auch ihre alte Tatkraft wieder.

Sie lieh sich von der Bäuerin ein Werktagskleid. Noch bevor sie nach dem Schattenwinkel ging, schrieb sie ein Urlaubsgesuch in das Geschäft. Unverdrossen machte sie sich dann im Hause ihres Schwagers ans Werk. Sie putzte, wusch und nähte vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein. Die Kinder, die die unbekannte Tante im Anfang scheu betrachteten, wurden nach und nach zutraulicher. Sie kamen zu ihr mit den kindlichen Fragen, in denen das "Warum" eine so grosse Rolle spielt.

"Warum schläft die Mutti so lange?" wollte der Seppl wissen.

"Weil sie so sehr müde war, Seppl." Sie erzählte den aufhorchenden Kindern, wie es ihrem Mütterchen jetzt wohl sei.

"Aber", meinte der Toni, "wenn die Mutter im Himmel ist und nicht mehr zu uns kommt, was sollen wir dann machen?" Seine Augen füllten sich mit Tränen.

"Die Tante bleibt dafür bei uns", tröstete der Seppl. "Nicht wahr, Tante, du bleibst bei uns?"

Sie zuckte bei Seppls Worten zusammen. Das war ja die Frage, die zu erwägen sie sich die ganze Zeit hindurch gewehrt hatte . . .

Als der Sepp merkte, dass jemand da war, der sorgte, kümmerte er sich um nichts mehr. Ungestüm, wie er sich bisher jedem seiner Gefühle hingegeben, gab er sich auch der Trauer hin. Stundenlang sass er vor sich hinbrütend am Lager seines Weibes. Die Kinder fürchteten sich vor seinem veränderten Wesen.

An einem trüben Herbsttag

gaben sie dem Mariele das letzte Geleite. Ein feiner Regen fiel. Das brennende Rot des sterbenden Waldes war von einem dichten Schleier verhüllt. Von Zeit zu Zeit fuhr ein Windstoss durch die Baumwipfel. Welkes Laub wirbelte zur Erde, Weg, Leichenwagen und Leidtragende übersäend. Für Annelieses feines Empfinden hatte das Fallen der Blätter etwas ungemein Tröstliches: Sommerpracht, Menschenglück, aber auch Menschenleid — alles war vergänglich.

Nach der Beerdigung schien eine grosse Unrast in Sepp gefahren zu sein. Oft schnellte er mitten in der Arbeit von seinem Schusterschemel auf und durchstreifte das Haus. Wenn er Anneliese gefunden, öffnete er den Mund zu sprechen—und schwieg . . . Eines Abends, die Kinder schliefen schon, rückte er mit der Sprache heraus.

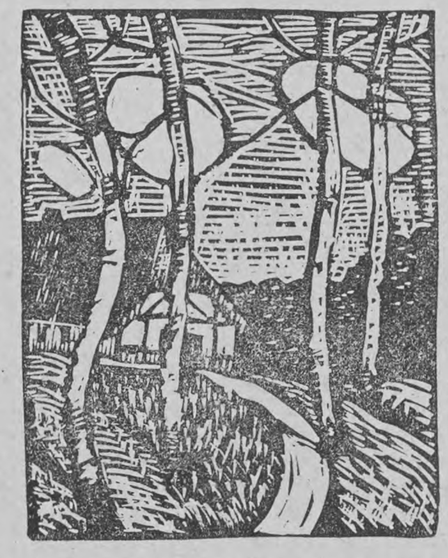
"Weisst du, was mir Marieles — was mir euer Bruder bei der Beerdigung gesagt hat?" Anneliese verneinte, eine bange Ahnung stieg in ihr auf. "Ich hätte das Mariele durch meinen Unvertsand ins Grab gebracht. Ja, das hat er mir ins Gesicht geworfen." Sepp konnte nicht mehr weiter sprechen, er weinte wie ein Kind. Nach einer Weile fuhr er mit erstickter Stimme fort: "Kein Mensch weiss, wie lieb wir uns gehabt haben. Noch am letzten Abend ist es mir entgegen gekommen, das Mariele." Er schaute in Annelieses Gesicht. Diese fühlte, wie er ungesagt flehte: "Glaub es mir."

"Doch, Sepp, ich weiss, dass du es glücklich gemacht hast. Es selbst hat es mir geschrieben." Sie holte Marieles Brief. "Da, du darfst ihn lesen."

Still ging Sepp aus der Stube. Als er Anneliese später das Schreiben zurückgab, las sie in seinem Gesicht, dass die lieblosen Worte ihres Bruders den Stachel verloren hatten.

Ihr Urlaub neigte sich dem Ende zu. Sie wollte für Sepp eine Hauhälterin suchen, doch er wehrte sich dagegen. So veranlasste sie die Haldenbäuerin, den kleinen Hans gegen eine Entschädigung aufzunehmen. Im Frühjahr, während der Ferien, werde sie dann wiederkommen; mit diesem Trost verliess sie den Schwager und die weinenden Kinder.

Als sie ihre behagliche Zimmerwohnung in der Stadt wieder betrat, atmete sie erleichtert auf. Daheim! Sie zog ihr weiches Hauskleid an, im Teekessel summte das Wasser eine heimelige Weise. Wohlig schmiegte sie sich in die Polster ihres Lehnsessels, zärtlich liess sie die Blicke durch den vertrauten Raum gleiten. Alles darin war einfach, aber gediegen. Ja, es war schön zu Hause . . .



Anneliese Vogel, weisst du, dass aus der Einsamkeit des Schattenwinkels etwas mit dir heimgekommen ist? Etwas, das deine Ruhe stören wird? Jene unbeantwortete Frage des kleinen Seppl? "Nicht wahr, Tante, du bleibst bei uns?" ist jeden Augenblick bereit, aus der Tiefe, in die du sie zurückgedrängt, heraufzusteigen. Sag an, Anneliese, weisst du es? Ja, sie wusste es, und sie wappnete sich dagegen. Jahrelang habe ich gerungen, bis ich erreichte, was man jetzt mein ist. Nun soll ich es wieder hergeben, eintauschen gegen Armut und Selbstverleugnung? Das ist zu viel verlangt, ich kann es nicht. Aus der Tiefe kam es zurück: Was soll aus Marieles Kinder werden, wenn du dich ihrer nicht annimmst? Liegt nicht auf der Bank dein Geld, mit dem du auch im Schattenwinkel ein nettes Heim einrichten kannst? Und dein Beruf, kann er dir dort nicht auch nützen? Weil sie diese Fragen nicht beantworten mochte, suchte sie darüber hinwegzugehen. Sie stürzte sich mit aller Wucht in die Arbeit. Die Freiheit benutzte sie zu ihrer Winterbildung. Einige Male nahm sie auch die Einladungen des Prokuristen Sperrmann zu einem Spaziergang an. Aber dessen hohles Wesen, sein oberflächliches Geschwätz widerten sie schon nach kurzer Zeit an. Sie zog sich wieder zurück.

In diesem kampfreichen Winter wuchs Anneliese über sich hinaus. Nicht auf einmal. Ganz numerklich vollzog sich die Wandlung. Aus ihrer einst glückheischenden Liebe zu Sepp wurde eine opferwillige, jene allergrösste, von der es heisst, sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie duldet alles.

Der Frühling kam, und mit ihm nahten ihre Ferien. Da hielt sie eines Tages ein Schreiben der Haldenhofbäuerin in der Hand. Sie las:

Liebes Fräulein!

Ich möchte Euch fragen, ob Ihr Eure Ferien bald bekommt. Denn es wäre gut, wenn Ihr in nächster Zeit kämet. Der Sepp ist jetzt öfters auf dem Haldenhof. Aber nicht etwa wegen dem Hänschen, sondern wegen unserer Kleinmagd, der Line. Sie streicht ihm auch nach, so viel sie kann. Es ist keine Gute. Vorher suchte sie sich den Melker einzunehmen; als der nichts von ihr wissen wollte, machte sie sich hinter den Sepp. Putzsüchtig und liederlich wie sie ist, gäbe das keine Mutter für die Buben. Kommt also und versucht es dem Sepp auszureden.

Mit freundlichem Gruss

Elise Oberhof.

Beim Lesen dieses Briefes schwanden auch die letzten Bedenken um Aeusserlichkeiten.

Anneliese erkannte ihren Weg und war bereit, ihn zu gehen.

An Arbeit und Verdienst hatte es Sepp in diesem Winter nicht gefehlt, aber so lang war ihm trotzdem noch keiner vorgekommen. Ueber alle Massen verlassen kam er sich vor. Selbst seinen sechs Buben gelang es nicht, ihn aus seiner traurigen Versunkenheit zu reissen. Still werkte er an seinem Schustertisch, wie ein Schatten schlich er im Haus herum. Den Schattenwinkel verliess er nur selten.

Aber als der Frühling kam, als die Weidenkätzchen zu stäuben anfingen, als in Baum und Strauch und überall treibendes Leben erwachte, als die Vögelein ihre sehnsüchtig werbenden Lieder sangen—da kam in Sepp eine rastlose Unruhe. Nun irrte er stundenlang durch den Wald —suchend — er wusste es nicht, was. Bis er eines Tages unweit vom Haldenhof die Line, des Haldenhöfers dralle Kleinmagd, traf. Er starrte sie einen Augenblick an, und plötzlich wurde ihm klar, was er unbewusst gesucht. Er musste mit einem Male sehr oft nach dem Haldenhof, um zu schauen, was sein Büb mache. Die Line dagegen erklärte der Bäuerin, es hätten noch kein Jahr soviel Steine in ihren Aeckern im Schattenwinkel gelegen wie im heurigen. Gar nicht fertig werde sie mit Auflesen. Es nähme sie nur wunder, ob am Ende dem Schuhmacher seine Lausbuben die Steine absichtlich hineingeworfen hätten. Wenn sie die Donners erwischen könnte, denen wollte sie dann zeigen, wo der Bartl den Most hole, jawohl! Die Bäuerin musste wider Willen lachen, sie hatte schon lange gemerkt, wie es um die beiden stand.

Und eines Tages langte Annelise im Schattenwinkel an. Drei Wochen könne sie bei ihm bleiben, erzählte sie den jubelnden Kindern. Der Sepp wusste nicht recht, sollte er sich freuen oder nicht. Manchmal kam ihm vor, als hätte die Schwägerin zu keiner ungelegeneren Zeit kommen können. Diese schien sich um seine Gefühle nicht zu kümmern. Der verwahrloste Haushalt und die Kinder nahmen sie vollständig in Anspruch. Nach und nach wurde das kleine Heim verwandelt. Der Sepp konnte nicht sagen, wie es gekommen — aber auf einmal half er an der Umwandlung voll Eifer mit. Anneliese hatte die beiden unbewohnten Stuben im ersten Stock gesäubert, die Betten wurden hinaufgeschafft. Im Erdgeschoss entstand dadurch Raum für eine Wohnstube und daneben für die kleine Werkstatt. Die weissen Vorhänge bauschten sich im Frühlingswind, alles sah so freundlich und heimelig aus. Der Sepp lebte förmlich auf in dem neuen Heim. Oft schaute er durch das Werkstattfenster nach dem Gärtchen, wo unter dem blühenden Fliederbaum Anneliese mit einer Näharbeit sass. Es wurde ihm bei dem lieblichen Bild wohl und weh ums Herz. Dunkel fühlte er, dieser gütigen, reinen Frau würde es gelingen, auch in seinem Innern Ordnung zu schaffen. Das Wilde, Ungestillte in seiner Natur musste in ihrer Gegenwart ruhiger werden. Wenn sie bliebe, wenn er sie halten könnte! Daran war nicht zu denken. Einmal hatte er sie verlassen, und nun war sie trotz aller ihrer Einfachheit zu vornehm für ihn, den Flickschuster. Also blieb ihm doch nur die Line. Die Line, in deren Wesen er nur das Heisse liebte. Aber weil er sie so lange nicht mehr gesehen, hatte auch dieses die Macht über ihn verloren. Noch mehr so, aus der Ferne betrachtet, fühlte er sich von ihrer zudringlichen Art abgestossen . . .

Anneliese sann hin und her, wie sie, ohne verletzend zu sein, das Gespräch auf die Line lenken könnte. Zuletzt fand sie den geraden Weg den besten. Als sich der Sepp gegen Abend zu ihr aufs Bänklein setzte, benutzte sie die Gelegenheit. "Die Line im Haldenhof ist gestern abend zu mir gekommen, als ich meine Stube aufsuchte."

"So, was wollte sie von dir?"

"Sie erzählte mir, dass sie dich gut leiden möge und du sie auch."

"Hat sie das gesagt?" Der Sepp wurde rot wie ein Schuljunge. "Du musst es nicht bös auffassen, Lies, dass ich wieder ans Heiraten denke, die Kinder haben eine Mutter nötig und ich . . . eine Frau. An die Line habe ich gedacht, denn es ist eine Schaffige."

Anneliese unterbrach ihn ruhig: "Glaubst du, die Line gebe die richtige Mutter für deine Kinder, und . . ." sie zögerte, bevor sie weiterfuhr, "die rechte Frau für dich?"

Sepp starrte eine Weile wortlos vor sich hin. Statt der Antwort sagte er plötzlich unvermittelt: "Es ist eben kein besonderes Glück, einen Flickschuster mit sieben kleinen Kindern zu heiraten. Ich weiss keine andere als die Line, die das auf sich nähme."

"Ich wüsste noch eine andere!"

"Du wüsstest . . ."

"Ja. Ich wollte es auch auf mich nehmen." Anneliese sprach mit leiser, zitternder Stimme.

"Halt mich nicht für einen Narren, Lies, das vertrag ich nicht!"

"Es ist, wie ich dir sage: ich habe dich und die Kinder lieb."

Da glaubte er an die Liebe, so wie man an ein unverdientes Gottesgeschenk glaubt.

Es gibt einen praktischen Masstab für das Unglück, der selten trügt. Sobald einem etwas Unangenehmes widerfährt, so frage man sich: Werde ich über ein Jahr noch daran denken? Wird es dann noch Einfluss auf mein Schicksal haben? Muss man diese Frage mit ja beantworten, so ist das ein Unglück zu nennen.

Den Stolz des erhabenen Herzens bändige du in der Brust, denn freundlicher Sinn ist besser.

MARIANISCHER MISSIONSVEREIN

Wir bringen heute einen Bericht, den uns der hochw. P. J. Egenolf O.M.I. zuschickte. Pater J. Egenolf O.M.I. arbeitet bereits seit langen Jahrzehnten hoch oben im Norden Canadas. Seine Pfarrkinder sind Indianer. Als alter, erfahrener Indianermissionar kennt Pater Egenolf O.M.I. seine Leute. Er kennt sie sogar sehr gut, wie sein folgender Bericht beweist.

Die Mitglieder unseres Marianischen Missionsvereins haben hier wieder einmal Gelegenheit, einen jener Oblatenmissionare kennen zu lernen, für die sie arbeiten. Vergessen wir unser Werk nicht. Der Marianische Missionsverein ist das grosse Gebetsapostolat frommer Christen, ohne das unsere Misionare nicht sein können. Und die kleinen Opfer, die unsere Mitglieder durch ihre monatliche fünf Cent Vereinsabgaben bringen, gehen in unsere Studienanstalt zu Battleford, Sask., wo die Oblatenpatres der Kirche Gottes neue Oblatenmissionare erziehen.

Bleiben wir dem Marianischen Missionsverein treu. Werben wir neue Mitglieder.

P. Egenolf O.M.I. schreibt:

"Unsere Indianer hier im hohen Norden haben ihre eigenen Gedanken über die Schicksale der in Kriegsnöten liegenden Welt. Nicht aus Zeitungen oder durch Radio erfährt der Indianer, was in der Politik vorgeht, sondern durch die oft sehr verdrehten und mit eigener Farbe gefärbten Berichten und Erzählungen einiger Pelzjäger und Pelzhändler, die sich keine Gewissensbisse machen, den ungeschulten Indianern allerlei aufzubinden.

Seinem eigenen gesunden Natursinn überlassen, scheint der Indianer sich nicht sehr viel um die Ereignisse der Aussenwelt zu bekümmern. Nur was ihn selbst direkt und persönlich betrifft, ringt ihm einiges Interesse ab. Wenn er von Massnahmen der Regierung hört, dann wundert er sich, dass auch er, seine Familie und Stammesgenossen sich unter die neuen Gesetze, Verbote und Einschränkungen zu stellen habe. Er fühlt sich unschuldig an der Weltkatastrophe unter den Weissen und findet es ungerecht, die Schuld anderer mitbüssen zu müssen.

Mehr als einmal habe ich hören müssen, wie der Indianer die Ungerechtigkeit und die Grausamkeit der sich heute zerfleischenden Menschheit verurteilt. Nach seinen Begriffen wurde die Welt nicht geschaffen, um der Schauplatz blutiger Kämpfe zu sein. Und der Mensch ist nicht dazu da, um zur Schlachtbank geführt zu werden.

"Als wir noch Heiden waren, haben auch wir uns gegenseitig befeindet und bekämpft. Seitdem wir aber Christen geworden sind, haben wir der gegenseitigen Feindschaft ein Ende gemacht, weil sie uns als eine Beleidigung des Schöpfers gepredigt worden ist.",

Das ist die Denkart unserer heutigen Indianer im Norden. Das schöne Beispiel von Bruderliebe, Eintracht und Friede, das unsere Indianer der heutigen Welt geben, ist ein starker und klarer Beweis für die übernatürliche Kraft unserer heiligen katholischen Religion. Wie erfreulich und wünschenswert wäre es doch, wenn die Menschen, die nicht mehr an Gerechtigkeit und Liebe glauben, dem guten Beispiel unserer armen und einfachen Indianer folgen würden. Bald wären Friede und Eintracht unter den Menschen und jeder würde glücklich und zufrieden unter seinem Dache wohnen.

Ich danke Gott für die friedliebende Gesinnung, die er in die Seelen meiner Indianer gelegt hat. Und ich bete jeden Tag, Gott möge alle Menschen mit einer derartigen Gesinnung beseelen.

Unser erst vor kurzer Zeit vom Heidentum zum Christentum bekehrter Indianer kann zwar nicht begreifen, warum auch er, obschon unschuldig, aus dem grossen Leidenskelche der Menschheit zu trinken und sich der langen Reihe von Kreuzträgern anzuschliessen habe, er murrt jedoch nicht und bäumt sich auch nicht dagegen auf. Er weiss durch die ihm gepredigte Lehre vom Kreuz, dass es so der göttliche Wille ist. Darum unterwirft er sich ohne Klagen den strengen Massnahmen der Regierung. In dieser Beziehung sind unsere Indianer wirklich erstklassige Landesbürger. Es ist die heutige Weltlage somit unseren Indianern eine sehr gute Schule, in der sie Gott immer mehr kennen, das Böse immer mehr hassen und verabscheuen, das Gute immer tiefer schätzen lernen.

P. J. Egenolf O.M.I.

Ruhm und Ehre jedem Fleiss!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiss,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge — doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Der Zaunkoenig

(Fortsetzung)

Von Reimmichel

IX.

Auf der Handwerksreise ging es dem Zaunkönig nach Wunsch. Er wanderte über München, Ingolstadt, Nürnberg, Regensburg, Passau und Linz nach Wien. An allen Orten arbeitete er ein paar Wochen und brauchte den mitgenommenen Reisepfennig nicht nur nicht anzugreifen, sondern verdiente noch einen schönen Kreuzer Geld dazu. Er sah und lernte viel Neues und kam auch darauf, dass die Erfindungen, mit denen sich Meister Erasmus seit Jahren beschäftigte, auf ganz falschen Grundlagen aufgebaut waren. Doch hütete er sich wohl, in seinen Briefen dem Rassler etwas hiervon anzudeuten. In der ersten Zeit schrieb er dem Meister alle vierzehn Tage; als ihm aber dieser in seiner groben Art zu verstehen gab, das viele Schreiben sei eine Kinderei und verursache unnütze Kosten, beschränkte er die Briefe auf einen in je zwei Monaten. Die Hauptabsicht bei seinem oftmaligen Schreiben am Anfang war jedoch keine andere, als die Alberta grüssen zu lassen und etwas über sie zu erfragen. Da verrechnete er sich aber gründlich. Der Meister gab in seinen Rückschreiben nicht nur keine Antwort auf irgendeine Frage, die Alberta betraf, sondern richtete auch niemals einen Gruss von ihr aus, ja vermied es hartnäckig, auch bloss den Namen des Mädchens zu nennen. Das brachte den Zaunkönig schier zur Verzweiflung. Oft war er in grösster Versuchung, dem Mädchen selber zu schreiben. Es konnte unter den Umständen, die der Rassler herbeiführte, doch kein Unrecht sein . . . Aber nein, er hatte dem Meister das Wort gegeben, jeden Briefwechsel mit Alberta zu unterlassen und sein Wort durfte er in keinem Fall brechen — es wäre zum mindesten eine Charakterlosigkeit.

Aehnlich wie dem Zaunkönig ging es Alberta. Sie musste tagtäglich von der Post die Briefsachen des Onkels holen, und da wurde sie auf jeden Brief aufmerksam, den ihr Verlobter an den Meister schrieb. Fürs erste kannte sie schon die Schrift des Gesellen, und ausserdem stand jedesmal auf der Rückseite des Kuvertes die Adresse des Absenders. Wenn der Rassler den Brief gelesen hatte, fragte sie neugierig:

"Du, lieber Onkel, sag, was schreibt denn der Hans?"

Darauf knurrte der Rassler:

"Nichts von Wert. Lauter Dummheiten."

"Geht's ihm gut? Fehlt ihm nichts?"

"Es steht nichts im Brief, dass ihm etwas fehle."

"Hat er keinen Gruss an mich geschrieben?"

"Grüsse haben keine Füsse."

"Aber, du, Onkel, lieber Onkel, von mir musst du dem Hans einen schönen Gruss ausrichten, wenn du ihm schreibst — gewiss, gelt?" schmeichelte sie.

Da knurrte er noch brummiger:

"Katze du! Glatte Maus! Ich werde schreiben, was nötig ist."

So und ähnlich speiste der Rassler das Mädchen jedesmal ab, wenn es ihn über ein Schreiben des Gesellen befragte.

Nun war aber Alberta eine richtige Evastochter, neugierig und findig wie die Urstammutter. Sie beobachtete, dass der Onkel den Brief des Hans, wenn er ihn gelesen hatte, meistens in die inwendige Tasche seines Arbeitsrockes steckte. Den Rock legte er vor dem Essen jedesmal ab und hing ihn auf den Kleiderrahmen im Gang. Dort war es der Alberta ein Leichtes, den Brief aus der Tasche herauszufingern, um ihn rasch in der Küche zu lesen und dann wieder vorsichtig zurückzustellen. In den Briefen las sie nun, wie der Hans sich angelegentlich nach ihr erkundigte, wie besorgt er war um ihr Wohlergehen, und zwischen den Zeilen konnte sie auch seine Sehnsucht nach ihr herauslesen. Am Schluss eines jeden Briefes stand:

"Bitte, richte mir einen schönen, herzlichen Gruss an die liebe Alberta aus."

Einmal beklagte sich der junge Mann in einem Brief, dass ihm Alberta noch nie einen Gruss geschickt habe. — Da war sie empört über den Alten und wollte schon der Versuchung nachgeben, dem Hans persönlich zu schreiben. Es fiel ihr

aber der Krach ein, den ihr der Onkel dazumal gemacht hatte, als sie dem Hans mit dem Wanderstrauss nachgelaufen war. Sie hatte damals hoch und teuer versprochen, nie mehr ihr Wort zu brechen. Wenn sie es nun doch tat und der Onkel kam darauf, konnte es böse Folgen haben. . . . Nein, sie durfte es nicht wagen!

Aber die Evastöchter sind meistens klüger und schlauer als die Adamssöhne. Und die Liebe tut ein Uebriges. So fand auch Alberta ein Mittel, mit dem Hans in Verkehr zu treten, ohne das Versprechen, das sie dem Onkel gegeben hatte, zu verletzen. Sie schickte dem Zaunkönig — seine jeweilige Adresse kannte sie ja — einen Brief, der eigentlich gar kein Brief war, sondern nur ein leeres, weisses Briefbögelchen. Keinen Namen, keinen Satz, kein Wort, keinen Buchstaben schrieb sie darauf; doch legte sie in das zusammengefaltete Bögelchen zwei getrocknete Blumen hinein — ein Vergissmeinnicht und eine Rose — und verschloss das Ganze sorgfältig in einem starken Kuvert. Dass die Sendung von ihr kam, musste der Hans ja aus der Adresse ersehen mit ihren Schriftzügen, die er sicher kannte. Und das fehlte auch nicht. Der Zaunkönig, der zu dieser Zeit in Regensburg sich aufhielt, erschrak, als er den Brief mit Albertas Handschrift auf der Adresse empfing. Hastig erbrach er das Kuvert, zog den Brief heraus, riss Augen und Mund auf und starrte das leere Papier verdutzt an. Plötzlich aber ging ein Herzensjubel in ihm los.

"Du liebes, du gutes, du gescheites Mädchen!" rief er ein um's anderemal und küsste immerfort die Blumen. Alberta hatte ihm eine so ungeheure Freude gemacht, dass er glaubte, sie wäre mit einem Jahr seines Lebens nicht zu teuer bezahlt. An andern Morgen schickte er an das Mädchen einen Brief, der ebenfalls kein geschriebenes Wort und nicht das mindeste Schriftzeichen enthielt, aber drei grellrote Blümchen umschloss, deren Gattung man in Lautersgaden allgemein mit dem Namen: "Die brennende Lieb" bezeichnete. Alberta war überglücklich, als sie dieses sprechende gen regelmässig die stummen Liebesgrüsse, die Liebeszeichen vom Hans empfing. Und nun gin- bald dieses, bald jenes Blumengewand trugen, zwischen den beiden Verlobten hin und her.

Im Herzen des jungen Mannes, der eine ebenso lebhafte Phantasie wie ein starkes Empfinden hatte, drang die Liebe, die äusserlich nur schwach hervortreten konnte, immer tiefer nach innen und gewann dort eine schier unheimliche Macht. War doch Alberta bis jetzt auch die Einzige, die ihm — dem Zaunkönig — eine wahre, aufrichtige, innige Liebe entgegenbrachte. An seine Mutter konnte sich der junge Mann nur noch dunkel erinnern. Je weiter die Entfernung war, die ihn von Alberta trennte, desto eindrucksvoller lebte sich ihr Bild in seine Seele hinein. Immer reizender, herrlicher, vollkommener gaukelte ihm die Phantasie Albertas Gestalt vor Augen und umwob sie mit einem förmlichen Heiligenschein, so dass er nachgerade das Mädchen schier vergötterte. Er arbeitete fleissiger denn je und suchte auf alle Weise Geld zu verdienen, aber hauptsächlich für Alberta, um ihr einmal das Leben möglichst schön machen zu können. Alles Sinnen und Trachten richtete er auf sie. Seine religiösen Verpflichtungen erfüllte er nach wie vor ziemlich getreu, doch verlor er immer mehr den höheren Standpunkt und das eigentliche Ziel des religiösen Lebens aus den Augen, weil Alberta schon sein höchstes Gut geworden war. Wenn er betete, so war dies ein einziges, inbrünstiges Flehen, Gott möge die Alberta gesund erhalten, sie vor jedem Unglück hüten und beschützen. In der Kirche beim sonntäglichen Gottesdienst las er wohl in seinem Gebetbuch; aber da lagen hier und dort zwischen den Blättern des Gebetbuches die Blümlein drinnen, die Alberta geschickt hatte. Diese betrachtete er immer wieder und lenkte seine Andacht viel weniger auf den lieben Herrgott als auf seine liebe Alberta. Dass ein solches Gehaben unbedingt sich rächen müsse und werde, daran dachte der Zaunkönig nicht.

Das zweite Jahr seiner Wanderschaft verbrachte er in Wien, und da begann er schon, die Tage zu zählen, wann er heimkehren dürfe. Aber die Stunde der Heimkehr schlug früher, als er erwartet hatte.

X.

Dem Meister Erasmus was von der Lungenentzündung etwas zurückgeblieben. Er musste seine gewohnten Spaziergänge häufig unterlassen, weil das Herz nicht mehr mittat, und im Laufe des zweiten Sommers bekam er geschwollene Füsse. Doch suchte er lange Zeit sich selbst und andere darüber hinwegzutäuschen, dass mit seiner Gesundheit nicht alles in Ordnung sei. Er arbeitete emsiger denn je in der Werkstatt und knurrte die Leute, die um sein Befinden sich erkundigten, noch grimmiger als sonst an. Dem Mädchen Alberta konnte er seine Atemnot und die zunehmende Schwäche nicht verbergen. Einmal bat ihn das Mädchen:

"Aber, Onkel, geh doch einmal zum Doktor oder lass ihn dir herkommen; es ist besser zu früh als zu spät."

"Was? Den Doktor?" brauste der Alte auf. "Die Doktoren verstehen alle einen Dr . . . Und einen alten Menschen jung machen kann auch der beste Doktor nicht."

"Onkel, du bist aber noch gar nicht so alt."

"In zehn Jahren bin ich dreimal so alt wie du. Jetzt rechn' dir's aus."

"Wenn du das Alter merkst, solltest du dich besser schonen und nicht so viel arbeiten."

"Von der Arbeit leben wir. Und wer soll die Arbeit statt meiner verrichten?"

"Schreib dem Hans, er soll heimkommen, damit er dir helfen kann."

"Aaaah, daher pfeift der Wind! Nein, nein, du einfältiges Huhn. Der Bub bleibt draussen — wenn's mir taugt, noch ein paar Jahre . . . Jetzt weiss ich auch, wo deine Erbarmnis mit mir herstammt."

"Onkel, ich hab wirklich Angst und Sorge um dich", rief das Mädchen. Dann ging es schmollend zur Tür hinaus.

Da sich aber der Zustand des Rasslers verschlimmerte, musste er endlich doch den Arzt kommen lassen. Dieser stellte beginnende Herzwassersucht fest, ordnete möglichste Ruhe an und gab eine Medizin, die das Uebel etwas besserte, aber keineswegs behob. Dem Zaunkönig schrieb der Uhrmacher des öfteren noch, doch tat er niemals eine Erwähnung von seiner Krankheit. Mit Mühe und Not hielt sich der Kranke den ganzen Sommer hindurch aufrecht, arbeitete bald mehr, bald weniger in der Werkstatt und fertigte, mürrischer denn je, seine Kunden ab. Seine gewohnte Allerheiligen-Reise zu machen, konnte er sich nicht mehr einfallen lassen. Die Geschwulst stieg höher und höher am Körper hinauf und erreichte zu Weihnachten einen Grad, dass der Doktor die Notwendigkeit ersah, das Wasser abzuziehen. Dadurch fühlte sich der Kranke bedeutend erleichtert, doch nahm die Schwäche weiter zu. Längst schon konnte er nicht mehr im Bett liegen, sondern musste die Tage und Nächte im Lehnstuhl verbringen. Je schwerer er litt, desto bärbeissiger, ungeduldiger und gereizter war er. Alberta hatte da eine schwere Prüfungszeit durchzumachen, umsomehr, als der Kranke ausser ihr niemand anderen um sich haben wollte. Nur ab und zu gestattete er, um das Mädchen einmal ausschlafen zu lassen, dass Albertas ältere Schwester Leonora die Nacht bei ihm wachte . . . Zweimal hatte ihm der Pfarrer die heilige Kommunion ins Haus gebracht, aber von den Sterbesakramenten wollte der alte Sonderling nichts wissen. In Mitte der Fastenzeit jedoch wurde sein Zustand so bedrohlich, dass ihn der Pfarrer ernstlich zum Empfang der Sterbesakramente mahnen musste. Brummend gab der Kranke seine Zustimmung. Hernach verlangte er selbst, es möchten der Bürgermeister und zwei andere Gemeindemänner zu ihm kommen, weil er noch sonst etwas zu ordnen habe. Da er selbst nicht mehr schreiben konnte, machte er vor den drei Zeugen ein mündliches Testament und vererbte darin sein Geschäft und sein Haus mit sämtlichem Inventar, auch den Garten, seinem langjährigen Gesellen Johann Vigl, dem Zaunkönig, als ungeteiltes Eigentum. Von Kapitalien und sonstigem Besitzstand sagte er nichts. Als ihn der Bürgermeister fragte, ob er nicht auch Verfügungen über sein anderweitiges Vermögen treffen wolle, schnitt der Kranke eine lachende Grimasse und knurrte dann:

"Alles andere soll seine Wege gehen."

Später sagte er zu Alberta, dem Mädchen, kurz:

"Für dich hab ich gesorgt — Der Hans is für alle Fälle gesichert."

Dem Mädchen fiel ein Stein vom Herzen. Als es danken wollte, schnauzte der Rassler:

"Lass das! — Dein Dienstlohn, den du noch zu beziehen hast, liegt in der unteren Schublade. Du kannst ihn herausnehmen."

In den nächsten Tagen erlitt der Kranke mehrmals so starke Anfälle von Herzschwäche, dass man das Aeusserste befürchten musste. Da befahl er endlich dem Mädchen:

"Schreib dem Hans nach Wien, er soll augenblicklich heimkommen . . . Aber misch keine Alfanzereien in den Brief, sondern schreib kurz, dass ich todkrank bin und noch etwas mit ihm reden will, bevor ich sterbe. Punktum und nicht mehr. Den Brief gibst du mir nachher zu lesen."

Alberta war über den Auftrag des Onkels hoch erfreut und doch wieder traurig gestimmt. Gern hätte sie ein paar liebe, herzliche Worte in den Brief geschrieben, aber daran durfte sie gar nicht denken, weil der Alte den Brief nachher lesen würde. So gab sie nur einen kurzen Bericht über die Krankheit des Meisters nebst seiner Weisung an den Gesellen und schloss mit den Worten:

"Einen herzlichen Gruss vom Onkel und von mir — Alberta."

Der Alte las nachher den Brief, den sie ihm gereicht hatte, langsam durch und knurrte dann:

"Den herzlichen Gruss hättest du dir ersparen können. Ein Gruss allein wäre genug gewesen. Aber basta! Gib ihn schnell auf."

Mit diesen Worten klebte er selbst das Kuvert zu.

Albertas Herz war in diesen Tagen voll Sehnsucht und Unruhe. Fast auf die Stunde rechnete sie die Zeit aus, wenn der Hans da sein könne. Heute war Montag. Bis morgen abends kam der Brief sicher nach Wien. Uebermorgen mittags konnte der Hans abreisen und am Donnerstag nachmittags konnte er mit dem Stellwagen von Aichenau her eintreffen. Und wirklich stimmte ihre Rechnung.

Schon mittags am Donnerstag hatte Alberta ein besseres Kleid angezogen, was der Rassler mit einigem Missmut übersah. Um drei Uhr, wo der Stellwagen nach Lautersgaden kam, stand sie lange Zeit am Küchenfenster und schaute immerfort nach dem Ausgang des Marktes. Und richtig, da tauchte eine hohe Mannesgestalt auf im grauen Kleid, ein Köfferchen in der Hand und einen Mantel am Arm. Da huschte Alberta schon zur Türe hinaus und flog ihm entgegen:

"Hans! Hans! Hans!" rief sie. "Endlich sehen wir uns wieder. Wie mich das freut! Grüss dich Gott!"

"Alberta, mein Liebstes auf Erden! Grüss dich Gott!" flüsterte der junge Mann, wie gebannt von ihrem Anblick, und drückte mit beiden Händen ihre Rechte.

"Hans, bist du schön! — Viel schöner noch, als da du fortgegangen bist. Und gar nicht mehr hinken tust du", jubelte sie.

"Das hat der Schuhmacher in Wien zustande gebracht mit seinem Kunstschuh", erklärte er lächelnd. "Und du, Alberta, bist zehnmal schöner als ich; aber blass aussehen tust du."

"Mein Gott, ich habe schwere Zeiten durchgemacht."

"Wie lang ist der Meister schon krank?"

"Ein Jahr und länger."

"So lang? Und mir ist nichts mitgeteilt worden."

"Er hats nicht haben wollen. Durchaus nicht."

"Wie geht es jetzt?"

"Schlecht, sehr schlecht. Der Doktor sagt, dass er jeden Tag sterben kann."

"Alberta, was soll dann mit uns geschehen?"

"Er hat ein Testament gemacht. Und mir hat er gesagt, du wärest für alle Fälle gesichert."

Der junge Mann atmete erleichtert auf.

"Wir müssen gehen, sonst wird er misstrauisch", mahnte das Mädchen. "Hans, gib mir deine Sachen — die trag ich jetzt."

"Aber nein, wir sind ja gleich da."

"Gib mir die Sachen. Du musst mir immer die Freud lassen, dir Liebes zu tun."

Fast mit Gewalt nahm sie ihm das Kofferchen und den Mantel ab. Als sie ins Haus traten, flüsterte sie ihm zu:

"Wart einen Augenblick da im Gang. Ich muss ihm zuerst melden, dass du gekommen bist."

Zwei Minuten später öffnete das Mädchen die Stubentür und winkte dem Burschen einzutreten. Dieser erschrak beim ersten Blick auf den Kranken. Wie ein Häuflein Elend sass der alte Mann auf den Polstern im Lehnstuhl. Seine früher so stämmige Figur war zusammengekrümmt, der Leib hoch aufgeschwollen, ebenso die Hände, das Gesicht fahl, gedunsen, voll Bartstoppeln, und die stechenden Augen leuchteten unter dem schlohweissen Haar noch unheimlicher als ehedem. Etwas zögernd trat der Ankömmling zu dem Kranken hin, drückte sanft dessen Hand und sagte im weichen Ton:

"Grüss Gott, Meister. Wie geht's Euch denn?"

"Narr, das siehst du wohl", schnarchte der Greis. "Davon geht's — davon — auf die grosse Reise."

"Nein, soweit ist's nicht. Wir tun alles für Euch, was möglich ist. Wenn Ihr Euch schont, kommt Ihr wieder auf die Füsse."

"Ja, ja . . . auf die Füsse, die mich hinaustragen."

"Nicht so, Meister. Wir müssen immer das Bessere hoffen."

"Für euch zwei ist mein Tod das Beste, was ihr hoffen könnt."

"Nein, nein, nein. Wir beide wünschen aufrichtig, dass Ihr lange, lange lebet."

"Narr, mach mir keinen blauen Dunst vor. Ich kenne die Welt."

Das Sprechen strengte den Kranken an. Eine Zeitlang musste er hart schnaufen, dann musterte er wieder mit stechenden Blicken den jungen Mann. Dieser trug einen gut sitzenden städtischen Anzug, seine Gesichtsfarbe war weisser, sein ganzes Wesen feiner geworden. Das schwarze Schnurbärtchen stand ihm vortrefflich.—Nach längerem Schweigen grunzte der Kranke:

"Du bist nobel geworden."

"Meister, Ihr wisst ja, dass ich fünf Monate in Wien gewesen bin", rechtfertigte sich der Bursche.

"Basta! . . . Setz dich dort an den Tisch und die Alberta soll dir etwas zum Essen bringen . . . Ich muss ein wenig rasten, dann sprechen wir weiter."

Das Mädchen ging hinaus und kam alsbald wieder mit Brot und geräuchertem Fleisch, von dem der junge Mann ein Weniges ass. Als das Mädchen nochmals hinaus gehen wollte, rief der Greis:

"Bleib da. Ich habe mit euch beiden zu reden. Kommt näher her!"

Sie taten nach seinem Wunsch. Der Alte richtete sich mit Hilfe Albertas ein bisschen auf und sprach dann mühsam, zu dem jungen Mann gewendet:

"Ich habe dir testamentarisch mein Haus und das Geschäft und den Garten vermacht . . . Wenn ich gestorben bin, ist alles dein Eigentum."

"Meister, Meister, das ist zuviel", tat der Bursche fast bestürzt.

"Onkel, du bist gut", rief das Mädchen; "Gott soll dir's vergelten!"

"Ich werd Euch mein Lebtag dankbar sein", beteuerte der junge Mann. "Vergelt's Euch Gott! Vergelt's Euch Gott! Ich dank Euch zu tausendmal!"

"Rrrrrrr", rasselte der Greis, ". . . Ich brauch keinen Dank . . . ich mag keinen Dank . . . Danken tut man nur Unserm Herrn . . . Beten müsst ihr für mich."

Nach einem längeren, müden Schweigen begann er wieder:

"Und dass ihr es wisst — sobald ich gestorben bin, dürft ihr nicht mehr im Hause da beisammen bleiben — keine Stunde!"

Sie versprachen es ihm auf die Hand, das Mädchen aber sagte:

"Onkel, du lebst ja noch und musst noch lange leben."

"Rrrrrr . . . Ich weiss es besser . . . Sobald ich gestorben bin, gehst du gleich nach Hause . . . und der Hans bleibt da . . . Lasst es euch nicht einfallen, dass ihr euch nach meinem Tode vor mir fürchtet . . . Ich komme nicht wieder zurück . . . Auch wenn ich dürfte, ich komm nicht mehr."

Des Greis keuchte schwer und musste eine lange Pause machen. Dann nahm er wieder das Wort:

"Nach meinem Begräbnis tut ihr sofort heiraten — sofort! . . . In drei Wochen spätestens müsst ihr Hochzeit haben."

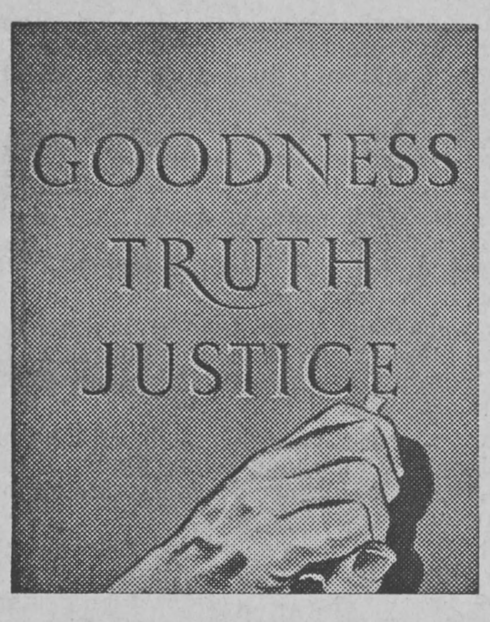
Die jungen Leute wurden beide glührot.

"Aber du, Onkel", stotterte das Mädchen, "es wäre doch nicht schön . . . wir müssten uns schämen — es wär eine Schande, wenn . . ."

"Rrrrr . . . das Heiraten ist keine Schande — wohl aber ein langes, liederliches Gebandel . . . Ich bestehe darauf . . . ich weiss warum."

(Fortsetzung folgt)

Es gibt noch



Wir haben immer nach einer "besseren Welt" ausgeschaut.

Es war leicht, untätig im Stuhl zu sitzen u. Pläne "besserer Weltordnungen" zu schmieden.

Während wir aber tatenlos dasassen, sank die Welt immer tiefer ins Schlimmere hinein.

Wir haben es uns bisher zu leicht gemacht.

Jetzt steht schwere Arbeit vor uns.

Jetzt wissen wir, dass "bessere Welten" **rastlos** erarbeitet werden müssen — **mutig** erkämpft werden müssen — **stark und fest** erbaut werden müssen.

Wir haben immer geglaubt, dass die grossen Massen der Mensc der Wahrheit, Güt blühen.

Jetzt wissen wir, dass ganze Nationen gegen Mächte kämpfen, in denen Schrecken, Lügen, Brutalitäten und Hass die Hauptrol- len innehaben.

Diese Mächte wolle kens.

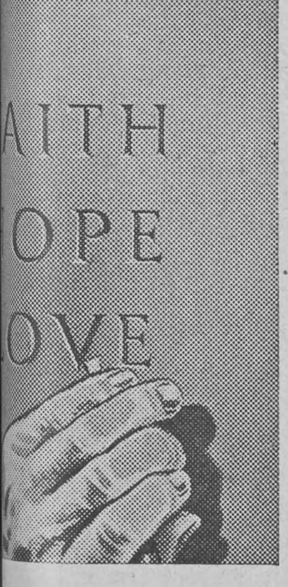
Sie wollen eine W nung und Liebe ni

Sie wollen eine Gleichheit und Brü

National War

lche Dinge....

Welt wollen, in
echtigkeit



Velt des Schrek-

er Glaube, Hoff-
gelten.

s der Freiheit,
verbannt sind.

mittee

Wir haben immer geglaubt, dass Dinge wie Liebe, Schönheit und Brüderlichkeit nicht erkauft werden können.

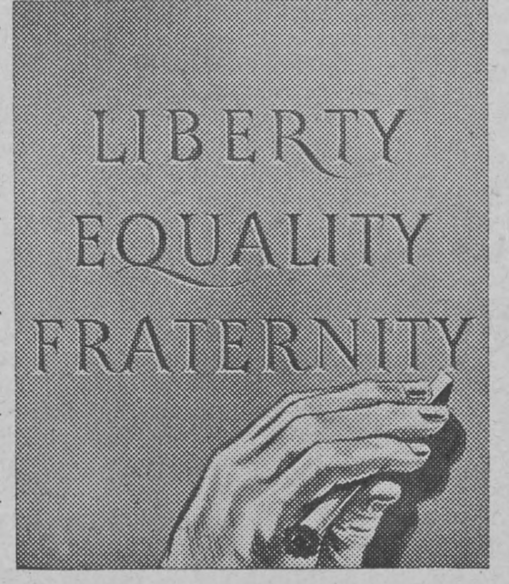
Jetzt aber wissen wir, dass sie *erkauft* werden *müssen*, dass man für sie *zahlen muss*.

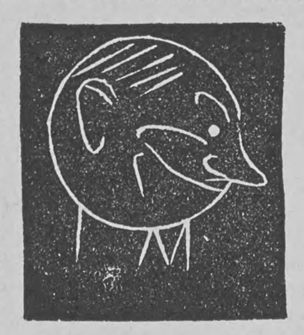
Es gibt noch solche Dinge.

Und wir müssen sie genau so beschützen, wie wir alle anderen unserer uns teuersten Güter beschützen.

Wir müssen uns unseren Platz in jener Welt erkaufen, in der *diese* Dinge wieder blühen werden.

Viele zahlen dafür mit ihrem Leben. Unser Preis ist jedoch nicht so hoch. Wir kaufen Victory Bonds.





VOM Schusterseppel

Liebe Leser und Leserinnen.

Die Pauline, was mein Weib is, hot solles Stick, was welles Stick ich im April im Mariabot g'schriebe hob, gornet geglieche. Sie hot g'sogt, wie desch ich solle Geschichte net mehr ufschreibe soll, vonwege weil sie kein gudes Beispiel net sein tue fier die junge Leit. Mir Alte, hot sie ieber mich gesproche, hen kein business net, von unsere mistakes zu spreche, was mir in unsre junge Toge g'macht hen. Mir hen plenty genug Schlechtigkeit in unsre Welt, hot sie g'sogt, und aus soller Ursach solle mir net noch mit mehr Schlechtigkeite komme.

Liebe Leit. Meine letzte Geschichte is net schlecht gewest. Ich hob soller mol, als ich mich fier ein Breitigam ausgebe hob, wie ich eich im April verzählt hob, net gut geactet. Niemand net von uns tut einer von die Heilige sein. Ober desch mir unsre mistakes einsehe und desch mir zu die Leit soge: Ich hob ein mistake g'mocht, solles, tu ich denke, is eine gude Sach. Tut's eich einmol ieberdenke wie desch mir es in unsre Welt so schen hobe könnte, wenn alle Leit ihre mistakes mit alle Ehrlichkeit zu die Mitmensche bekenne täte. Ungudes zu tun, is eine Schand. Ober das Ungude net bekenne, solles is noch eine grössere Schand.

Vonwege weil mir jetz den Friehling hobe, und vonwege weil das Wetter heit so schen sein tut, aus soller Ursach tu ich so gut fiehle, dass ich gornet von solle ernste Sache schreibe kann. Ich muss eich heit was anres verzähle, was besser h'neinpasse tut fier den Monat Mai. Ich werd eich heit von die Liebe und von ein Schwein verzähle, was welles Schwein der Kerner Peter geeignet hot.

Solle story is nämlich in mein mind komme, wie ich am letzten Sunntag die Zeitung g'lese hob. Do hot drin gestanne, wie dass unser Goverment, was unsre Regierung sein tut, an alle Farmer die Ufforderung stellt, mehr von die Schweine zu fietre und zu verkaufe.

About zehn Johre zurieck hob ich den Kerner Peter gekennt, was weller Kerner Peter ein bachelor gewest is und sechunddreissig Johre alt. Soller Peter hot eine kleine Farm g'hat. Mit dem Weizen hot er sich net arg viel abgebe, aus was weller Ursach er ober net poor up g'west is. Er hot nämlich viel Schweine uf seiner Farm g'hat, und solle Schweine hen ihm gudes Geld eingebrocht. Von alle seine Schweine hot der Peter ober am beste eine Sau geglieche, was welle Sau er Annie geheisse hot. Solle Sau nämlich, desch miesst ihr auch wiesse, hot er fier teires Geld gekauft, und mit die Sau hot er auch papers bekomme, uf was welle papers geschriebe stand, wie desch die Sau Annie von eine gude Rasse abstamme tut. Und sie is auch eine gude Rasse gewest, solles kann ich eich verzähle. Alle Johre hot sie dem Peter junge Schweine eingebrocht und uffgezoge, und keines net von ihre Junge hot sie verdrieckt, wie desch anre Sei so mache.

Peter Peter is gliecklich gewest mit seine Schweine, hot fiess geschafft, hot good times g'hat und hot iemmer gesproche, wie desch ein Mann von seine Natur ein gudes Lebe hot, wenn er net verheirot sein tut. "Ich brauch kein pie net esse, und was das anre Esse sein tut, solles kann ich mir allein moche, breich kein Weib dazu heirote, was mir nochher vorschreibe werd, wie was ich mit mein Geld und mit meine Zeit zu tun hob." Und so is der Peter denn ein freier Mann gewest, hot seine Schweine uffgezoge, hot sie verkauft, hot die Leit in der Pfarrmeeting uffgefordert, auch Schweine zu holle, vonwege weil das gudes Geld in gude und in schlechte Johre einbringe tut. Und allemol, wenn der Peter uf der meeting gesproche hot, hot er zu die Leit von seine Annie geredt und hot g'sogt:

"Seht's, Leit, meine Aennie tut alles fresse, sie tut mir keine grosse expences net moche mit das Fiettre. Und das junge Viech, was sie uffziehe tut, desch is money, solles kann ich eich soge."

So hot der Peter uf die meetings gesproche, und so hot er g'lebt als bachelor und als owner von eine Schweinefarm.

Bis uf einmol eine Zeit komme is, wo dass der Peter sein mind gechanged hot. Do is nämlich eine viertel Meile von seine Farm eine anre Farm empty und verlassen gestanne. Und wie es grod Mai wor, do is der Breit Isidor von east herkom-

me, is hergange und hot sich solle Farm gekauft und is h'neingemuft. Mit dem Isidor is sein Weib komme und zehn Kinner. Unter solle Kinner war auch die Aennie gewest, was dem Isidor seine Aelteste wor. Die Aennie wor net schlecht anzuschaue. Sie hot ober keinen boyfriend net finne könne, vonwege weil sie schon fiess ieber dreissig Johr gewest is.

Wie der Peter die Aennie das erschte mol gemiet hot, da is er uf eimol ein anrer Mann worde. In friehere Zeite hen mir den Peter immer in overalls rumlaufe g'sehe. Wie ober die Aennie ankomm is, da hot er obends die overalls mit einen suit gechanged, was wellen suit er sonsten nur uf'n Sunntag ang'hat hot. Mit sollen suit und mit ein frisches Hemd is er Obend fier Obend h'nieber zu die Breits in die Maistub. Und wo er bevor alle Obend seine Zeit bei seine Schweine zugebrocht hot, do hot er jetzt bei die Aennie vom Isidor rumg'huckt.

Alle Leit in unsere Gemeinde hen g'sogt: "Der tut die Aennie heirote, ihr werd's sehe." Die Aennie ihre Mutter ober hot net so gedenkt. Eimol hot der Peter against ihre Meinung gesproche, und von sollen Tag an hot die Aennie ihre Mutter kein use net mehr fier den Peter g'hot.

"Der Peter is ein falscher und ein hinnerlistiger", hot sie ieber ihren Mann, den Isidor, gesproche. Und wie der Isidor ihr zurieckgeantwort hot, wie dass solles statement net wohr sein tut, do hot dem Isidor Seine ge'sogt:

"Meine Gedanke tun mich net betriege. Du werst sehe, wie desch ich recht hob. Mir kommt der Peter net mehr lange ins Haus h'nein. Ich tu ihn h'naustreibe, eh das es zu spät is."

Und nochher hen mir wieder mol meeting g'hot. Uf solle meeting is auch der Isidor mit sein Weib komme. Wie mir schon eine Stunde in der meeting g'huckt hen, do is der president von der meeting ufgestanne und hot g'sogt:

"Attention everybody", hot er g'sogt, "jetzten werd der Kerner Peter von die agriculture zu uns spreche. Mir alle tun wiesse, wie dass der Kerner Peter sich uf seine Sache auskenne tut und wie dass er uns immer mit guden Rat aushelfe kann. Mister Kerner please . . ."

Und dann is der Peter komme und hot g'sproche:

"Liebe Leit", hot er g'sogt, "das erschte mol in mein Lebe hob ich ein disappointment g'hat. Und solles disappointment is von der Aennie komme. Ich hob worries vonwege ihr Fresse. Nix net tut gut g'nug sein fier sie. Wie ich sie das erschte mol g'sehe hob, da hot mich einer von meine Freund, was sich gut uf solle Sache auskenne tut, die Warnung gebe:

"Peter", hot er g'sogt, "die tut von keine gude Mutter net komme, watch out, du werst troubles mit sie hobe. Eine Sau . . ."

Weiter is der Peter ober net komme.

"Du Teifel, du unverschämter, so tust von mein Madel rede?" hot da uf eimol der Aennie ihre Mutter geschriee, "tust kein Gewisse net mehr hobe, du Ochs du versoffner? B'soffe is er, Leit, tut's ihn h'nausschmeisse!"

So und noch vieles anres hot dem Isidor sein Weib geschriee. Die Leit hen getreid zu explaine, wie dass der Peter doch gornet von dem Isidor seine Aennie spreche tut und wie dass der Peter seine Sau gemeint hot, was er auch Aennie rufe tut. Dem Isidor Seine hot ober net nochgebe. Wie wietieg hot sie noch geschiempfet, hot den Isidor beim Arm g'nomme und is h'naus.

Nochher hen mir unsre meeting fertig g'mocht und sein ham gange. Der Peter is of course wietieg g'west vonwege die Aennie ihre Mutter und hot sich vorg'nomme, gleich zum Isidor mit seine explanation h'nieber zu gehe. Zuerscht is er ober in sein Haus h'nein, um sein suit zu change. Wie er vor sein Haus komme wor, da hot er uf'n Bode vor seine Tier ein paperslip g'funne, uf was wellen paperslip gestannt hot:

Dear Peter. Tu mir net mehr unner die Auge komme. Ich hob g'hert, wie was du vor alle Leit ieber mich gesproche host. Love. Deine Annie.

Der orme Peter is jetzt ganz mixt up gewest. Grad brielle hätt er könne. Und wie er so gestanne hot und uf den Brief von die Aennie geschaut hot, da uf eimol, liebe Leit, is wieder was losgange. Die Aennie, dem Peter seine Sau, hot die Tier von ihren Stall ufgebroche, und is gesprunge wie wild, h'nieber ieber die yard, durch die fence, iebers Feld, grod uf den Isidor sein Haus zu.

Wie desch der Peter g'sehe hot, is er uf course mit grosses Schreie hinnerher. Weil ober die Sau vier Beine g'hat hot und der Peter nur zwei, aus soller Ursach is die Sau viel schneller uf dem Isidor seine Farm gewest als dass der Peter sie catche hot könne. Der Peter kam ihr nochgesprunge. Wie die Sau den Peter g'sehe und sein Brielle g'hert hot, do is das Biest ganz verrieckt worde. Net lange hot sie sich noch'm Peter umgeschaut, is ober mit einen Sprung h'nein in die offne Tier von dem Isidor sein Haus.

Jetzten hot der Peter ober angefange zu schwitze. Er wollt grod der Sau nach und h'nein ins Haus, da hot er dem Isidor Seine von der barn rufe g'hert:

"H'naus mit dich, du Seifer, du unverschämter. H'nunner von meine Farm, eh dass ich dich h'nunnerschmeisse muss."

"Mrs. Breit", hot do der Peter geantwort, "die Sau, die Aennie, do in eier Haus is sie h'neingesprunge."

"Was tust soge? Die Aennie is eine Sau? Ich werd dich fixe, du Luder."

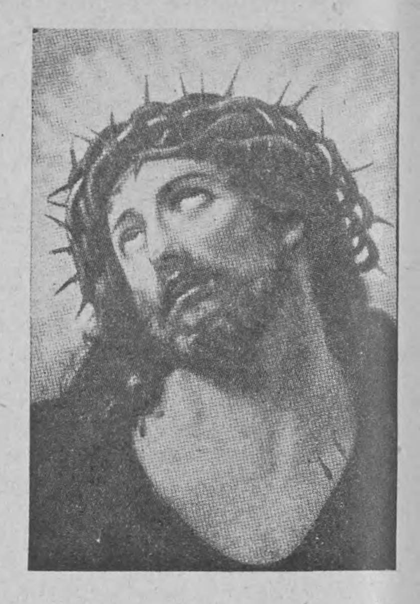
Und mit solle Worte is doch dem Isidor Seine uf den Peter gesprunge, wie als wenn sie ihn totschloge wollt. Liebe Leit, ich muss eich soge, dass es sollermol arg schlimm fier den Peter ausg'sehe hot. Ober grod wie dem Isidor Seine uf den Peter losschloge wollt, da hot's doch im Haus

(Fortsetzung auf Seite 26)

Der dreisprachige Kreuzestitel

Von P. Jos. Schneider O.M.I.

Zum Fest der Kreuzauffindung.



Das hl. Evangelium berichtet von ihm in der Leidensgeschichte: "Pilatus liess einen Titel herrichten und am Kreuze anbringen, mit der Aufschrift: 'Jesus von Nazareth, König der Juden'. Er war aber abgefasst auf Hebräisch, Griechisch und Lateinisch."

Wir fragen uns, was den römischen Statthalter zu dieser Massnahme veranlasst hat. Tat er es aus Mut und Rachsucht gegen die Juden, um sich für seine Niederlage in der Gerichtsverhandlung gegen Jesus eine Genugtuung zu verschaffen? Oder war dabei nicht auch göttliche Fügung im Spiel? So wie bei der Herzensdurchbohrung des Herrn, die der Lieblingsjünger klar und deutlich auf göttliches Eingreifen zurückführt. "Es ist geschehen, sagt er, auf dass die alttestamentlichen Vorhersagungen erfüllt würden: "Sie (die Menschen) sollen aufblicken zu dem, dem sie das Herz durchbohrt haben." Johannes schweigt sich aus über den tiefsten Sinn des Kreuzestitels. Wer aber wollte bezweifeln, dass eine grosse Absicht des Himmels dahinter steckte! Er sollte offenbar das Königtum des Gekreuzigten verkünden und zwar in den drei grossen Kultursprachen der damaligen Welt. Hier gilt einfach das Wort: "Wer Ohren hat zu hören, der höre!"

Hebräisch war zu allen Zeiten die Sprache des monotheistischen Judentums. Die Völker der vorchristlichen Menschheit wälzten sich stöhnend in den Greueln der Nacht des Heidentums. Wie irrende Schafe liefen sie den stummen Götzen nach. Die Juden allein wandelten im Dämmerlicht der übernatürlichen Offenbarung, erfreuten sich besonderer göttlicher Leitung, verehrten den einzig wahren Gott.

So verkündet denn die hebräische Fassung des Kreuzestitels die alleinige Zuständigkeit Christi in Sachen der Religion. Ihm allein verdanken wir die Herstellung des rechten Verhältnisses zwischen Gott und der Menschenseele. Er hat das Ideal der vollkommenen Gottesverehrung und der sittlichen Grösse auf die Welt gebracht. Und auf beiden Gebieten ist kein anderer als Er der unbeschränkte Gesetzgeber: "MIR ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden ..." Er der entscheidende Heilsgrund: "Niemand kommt zum Vater als durch Mich." Er der Masstab aller Gerechtigkeit: "Lernet von MIR . . ." Er, der höchste Beweggrund der Vollkommenheit: "Selig, die Verfolgung leiden um meinetwillen ..." Er, der Inhalt und Quellgrund alles religiösen Sehnens, Strebens und Erlebens. Wo also Er nicht der Erste und Letzte in einem Religionssystem, da nur blut- und kraftloses Menschenwerk! Da nur armseliges Herumtasten, das den Keim des Zerfalles und der Auflösung in sich trägt. Da nur erbärmliche Nachäffung des Ideals. Da mehr Schlacke als echtes Metall. Das gilt vom Heidentum in all seinen Formen. (Buddha, Confucius, Mohammed). Es gilt auch von neuzeitlichen Versuchen zur Gründung arteigener, rassischer Religionen: sie sind nichts als fratzenhafte Karikaturen (Spottbilder). Es gilt selbst da, wo der Gekreuzigte als Erster u. Letzter in Religionsfragen nicht ganz ernst genommen wird. Wo dem Grundsatz willkürlicher Auslese gehuldigt wird. Was kommt dabei heraus? Ein unerquickliches Gemisch biblischer Fälschung und erbärmlicher Zeitungsmeinungen! Nur dort, wo der Heiland bedingungslos hingenommen wird als Lehrer und Vorbild, als Meister und Gesetzgeber, nur da glänzt unverfälschtes Wahrheitslicht. Da wird Gott im Geist und in der Wahrheit angebetet. Da blühet und knospet unverwelkliches Leben. Da rauschen der Menschheit die unerschöpflichen Brunnen ewiger Verjüngung. Da triumphiert unzerstörbare Festigkeit, die alle Angriffe von aussen wie auch den unheimlichen Drang alles menschlichen Schaffens zur Selbstzerstörung machtvoll überwindet. — Jesus Christus ist die einzige und letzte Autorität in Sachen der Religion.

Griechisch war die Sprache des Gelehrten- und Künstlervolkes der Alten Welt. Keine Nation hat so wie die griechische ihren Wortschatz verfeinert und vergeistigt; ihn zum Träger übersinnlicher Gedanken gemacht; ihn geschliffen zur reinen kristallenen Schale, fähig zur Aufnahme überirdischer Begriffe. Jahrhunderte haben daran gearbeitet: Philosophenschulen, Denker, Meister der Rede und sprachlichen Form. In der Fülle der Zeiten war dann diese Sprache das herrlichste Werkzeug zur Verarbeitung, Prägung und Verbreitung der Himmelsbotschaft Jesu Christi. In ihr haben die Apostel gepredigt und ihre Schriften abgefasst.

Kein Volk hat so wie das griechische, den Sinn für Schönheit und Harmonie der Leibes- und Geisteskräfte entwickelt. Keines hat so Sport und Spiel gepflegt zu ihrer Herausbildung. Keines hat in Steinhauerei und Baukunst das Sinnlich-Schöne in solch erhabene Denkmäler hineingebaut.

Ueber all diesen Leistungen brütet freilich ein Hauch düsteren Schwermuts. Fehlt ihnen doch der Aufstieg ins Unendliche. Die Ideen, die sich in ihnen verkörpern, leiden zu sehr an Erdenschwere; sie entbehren der himmlisch-göttlichen Ueberhöhung, die erst das Christentum in die Welt gebracht hat. Auch hat die rein erdhafte Verehrung des Schönen das Griechenvolk nicht bewahrt vor dem Abgleiten in den Sumpf widernatürlichster Laster. Diese Tatsachen hat man besonders empfunden in den Zeiten der Wiedergeburt und Wiederbelebung griechischen Lebensgefühls: in der Renaissance. Gar manche Gelehrte und Kunstjünger verfielen damals dem reinen Diesseitsideal und gingen daran zugrunde. Manche aber auch erkannten nach einem kurzen Rausch die Verfänglichkeit und Erdverstrickung dieses Ideals und krochen auf Händen und Füssen zum Kreuz zurück. Trotz allem bleiben die Griechen klassische Vertreter im Denken und Forschen, in Weltanschauungslehre (Philosophie) und Wissenschaft; in Sport und Spiel; in Literatur und Kunst. Die letzte Autorität aber darin ist und bleibt der Gottmensch. Denn ER gab allen menschlichen Bemühungen darin die letzte erhabene Ergänzung; den unüberbietbaren Auftrieb zur Höhe. Und seitdem muss alles künstlerische Wollen und Schaffen an IHM sich entzünden. Seitdem muss alles irdisch Gute im Himmlischen sich vollenden; alles irdisch Wahre von oben her durchleuchtet sein; alles irdisch Schöne im Glanz der Uebernatur erstrahlen. Nur wo das geschieht, bewahrt sich die Kunst vor altheidnischen Verirrungen: vor den Irr- und Abwegen des flügellahmen und geisttötenden Naturalismus. Nur wo ein Künstlergewissen sich Ihm verantwortlich weiss; wo ein Künstlerherz sich anfüllt von Seinem Geist; wo eine Künstlerhand sich von Ihm erschütternde Kraft holt und unendliche Zartheit zugleich, kommt es zu Meisterwerken voll gewaltiger Ausmasse. — Christus ist König und letzte Norm auf dem Gebiet des Forschens und künstlerischen Schaffens.

Lateinisch war in alten Zeiten die Umgangs- und Verkehrssprache im weltbeherrschenden Römerreich. Der Prophet Daniel hatte es geschaut und angekündigt als ein Gefüge von Stahl und Eisen, das alle andern Reiche zerschlug und sich gefügig machte. Aufgebaut auf Eroberung und militärische Gewalt, war es dennoch ein wundersames Staatengebilde, das mit viel Klugheit und staatsmännischem Geschick regiert und zusammengehalten wurde. Die Stadt Rom war das Herz dieses mächtigen Staatengebildes; am goldenen Meilenstein auf ihrem Forum (Marktplatz) trafen sich die Handelswege der zivilisierten Menschheit. Kein Wunder, dass seine hervorragensten Bürger mit Stolz sich seiner rühmten; dass selbst ein Augustinus († 430) bei seinem Zerfall sich der Hoffnungslosigkeit nicht erwehren konnte und dachte, das Ende der Welt sei gekommen. So gelten denn die Römer von jeher als Vertreter der wirksamen Politik und Verwaltung, der Volks- und Finanzwirtschaft, der Staats- und Kriegskunst, der Welteroberung und Kolonisation. Und in all diesen Dingen verkündet der Kreuzestitel Christi unbeschänktes Königtum.

Die Welt hat es bitter nötig. Als Gegengewicht gegen Uebertreibungen und Zügellosigkeiten der regierenden Kreise. Gegen Ausbeutung, Unterdrückung und Versklavung. Fiebert doch unüberwindlich in den Gossen dieser Erde die angeborene Neigung zu eitlem Ruhm, zur Selbstvergötterung und zum Missbrauch der Gewalt. "Der Staat bin ich", hat Ludwig XIV von Frankreich gesagt, als wäre das ganze Land nur da, um ihm als dem einzigen zu dienen. Und wenn es bei solchen Uebermenschen zu Taten kommt, dann blutet das Volk und die Erde erzittert. Dann heisst es "Might is right", und keiner darf sie in ihrer Raserei zu hindern wagen. Sie stellen sich über Gott und Sein Zehngebot, reden vom unbeschränkten Recht der Könige, faseln von Diplomaten- und Feldherrnmoral, proklamieren







Heiliger Frühling

Nun strömet dir,
auferstandener Christus,
alles in Freude;
Blumen und Saaten
spriessen und grünen,
und auch der Vögel
Jubelruf tönet
nach des Winters Wüten.
Heller nun blinket
das Gestirn des Himmels,
das bei deinem Tode
dunkle Angst umgab.
In frischem Grün
preist die Erde
den Erstandenen,
die einst voll Zittern,
da er lag im Tode,
ihren Sturz bedacht.

ihre sittliche Selbstherrlichkeit und lehnen jede höhere Verantwortung ab. Wer sich ihnen entgegenstellt, kommt auf die schwarze Liste, endet im Concentration camp oder fällt eines guten Tages einem "blood purge" zum Opfer. Und in der internationalen Politik kommt es zu Räubermethoden u. schliesslich zum totalen Krieg, der sich austobt ohne Schonung mit der Wut der entfesselten Elemente, wie Feuer und Sturm und gurgelnde Wasserflut. Die meisten von uns wissen, was das auf sich hat; haben wir es doch schon des öfteren erlebt. Ueber Nacht werden alle Friedenswerke auf mörderische Unternehmungen eingestellt, und die Wohlfahrt von Millionen wird dabei zertrümmert.

Wie gut daher, dass hier der Gottmensch für uns eintritt und Seine schützenden Hände über uns breitet; mässigend, versöhnend, warnend und zurückhaltend. Dass Er die höheren Gewalten drängt in die Bahnen der Gerechtigkeit und des Friedens. Christus, König der staatlichen Gewalten!

Der Heiland war am Karfreitag scheinbar erledigt: Seine Person, Sein Name, Sein Werk. Menschlich gesprochen verblieb Ihm keine Hoffnung. Denn verflucht ist, wer am Kreuze stirbt! Ein Gott, der wie ein Verbrecher am Holze starb: wer konnte an ihn glauben? Er wird für ewig den Heiden eine Torheit sein und ein Aergernis den Juden. Und dennoch hat Er gesiegt!

Während Er in den Strudeln der Leiden versinkt und von den Flammen unendlicher Peinen umzingelt langsam wie eine Kohle verglüht, lässt ein Beamter des Römischen Weltreiches den Kreuzestitel herrichten und über dem dornengequälten Haupt des Verscheidenden anbringen. Er bedeutete mehr als einen Akt persönlicher Rache des Statthalters. Er war eine gewaltige Predigt über Christi allumfassendes Königtum. Er proklamierte das, was wenige Wochen später der hl. Petrus den Mördern seines Meisters in öffentlicher Ratssitzung entgegenhielt: "In keinem andern Heil!" Hatten die jüdischen Führer eine Ahnung davon, was ihnen drohte? Dämmerte es ihnen, dass sie den Kampf auf Leben und Tod aufgenommen hatten mit dem Herrscher aller Dinge? Sie hassten den Kreuzestitel des Pilatus, wollten ihn herunterreissen. Pilatus liess ihnen sagen: "Quod scripsi, scripsi" (Was ich geschrieben habe, bleibt geschrieben)". Es bleibt geschrieben für ewige Zeiten: Christus — König der Religion, der Wissenschaft, der Politik. König auf allen Gebieten menschlichen Sinnens und menschlicher Betätigung!

Kommt, Brüder, lasst uns wandern;
wir gehen Hand in Hand.
Eins freue sich am andern
in diesem fremden Land.
Kommt, lasst uns friedlich sein,
uns auf dem Weg nicht streiten;
die Engel selbst begleiten
als Brüder unsere Reih'n.

Terstegen ,1697-1769)

VOM SCHUSTERSEPPEL

(Fortsetzung von Seite 23)

ein Quietscher und druf ein Schreie gebe, dass dem Isidor Seine wie ein Stein stehe bliebe is. Und es sein keine zwei Sekunde net vergange, da war auch schon dem Isidor sein Madel mit schreckliches Schreie aus'm Haus und dem Peter um den Hals. Und hinner dem Madel kam dem Peter seine Sau gesprunge .

"Help, help", hot die Aennie geschriee, und hot dem Peter sein Hals iemmer fester geholle, so arg, dass der Peter grod net mehr hot schnaufe könne. Der Peter ober hot's noch einer Weil doch fertig g'brocht, hot sich von die Aennie losgeriesse, und is seiner Sau nach.

Wie er seine Sau nach zwei Stunde wieder im Stall g'hat hot, is er gleich wieder h'nieber zu die Breits und hot do den proof gebracht, wie dass er mit der Aennie net dem Isidor sein Madel, ober wie dass er seine Sau g'meint hot. Die Breits wore alle fiess exited gewest, solles könnt's ihr eich denke. Dem Peter sein exitment is ober auch gross g'west. Und er is net so arg vonwege die Sau exited gewest: Desch die Aennie, sein girlfriend, ihm um den Hals falle is, das hot ihn so fiess exited. Und so is er denn uf den Isidor und sein Weib zu und hot geschriee: Uf der Stell tu ich mich verschiesse, wenn's ihr mir net keinen Glauben schenken wollt und wenn's ihr mir das Madel net gebt.

Und die story is schen mit eine Hochzeit zuende gange, uf was welle Hochzeit die Sau Aennie von alle Anwesende gesse worde is.

Solles tut die love story sein ,was ich eich heit verzählt hob. Ich denk, meine Pauline werd diesmol keine objections net hobe. Ich sog: Jetzten hen mir den schenen Monat Mai, und in sollen Monat kann ein guder Mensch von love verzähle.

Es griesst eich alle

Der Schusterseppel.

Das Leben schwindet, die Ewigkeit naht; noch eine Weile und unser Leben wird eins sein mit dem Leben Gottes selbst. Nachdem wir aus der Quelle der Bitterkeit haben trinken müssen, werden wir aus der Quelle aller Wonne unsern Durst löschen dürfen.

Wer kein Unglück kennen lernte, der schafft selten etwas Tüchtiges. (Persien.)

MARIENBOTE

CATHOLIC FAMILY MONTHLY JOURNAL

Vol. XII. May, 1943 No. 8.

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922—24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $1.00 a year.

A BOOK WITHOUT HOPE

Recently a veritable torrent of literature on marriage and the family has poured from the presses of the country. The more this has been disseminated, the more have our marriage and family evils taken on proportions.

In one mail during the past week the writer received notices of three different books on the family. Being aware of a number of other things that two of the authors had written on the subject over past years, he was positive little good could be expected from these latest effusions from their pens. But the third author, largely a newcomer in this field, was unknown to him. He immediately secured a copy of her work, hoping to find in its pages something more promising, some ray of hope for family betterment. But it was the same old story over. The most fundamental principles are brushed aside by the author. Quite without exception all the demoralizing vagaries of modern marriage and family life are accepted.

A few citations from what the author calls "long term trends" of the family should give the reader a fair picture of the views of this type of modern "sociologist of the family" that has become so plentiful in our day. We add a word of comment of our own after the citations.

1—The Small Family: "The increasing proportion of small families, the diminishing birth rate, is a long term trend." This fact is simply accepted. There is not a word that continuing down grade trends may eventually end in the abyss.

2—Increased Valuation of Children. "It may seem paradoxical at first to assert that although the birth rate is declining, the valuation placed upon children is increasing." No, it is not "paradoxical" to say so; it is false. We need far more than a mere assertion to prove that parents of a numerous progeny think less of their children than do parents of one or two offsring.

3—Premarital Sex Relations. "The outbreak of free-love unions in the early 1920's was similar to an outbreak of measles—a disease of youth. But the final result was an attitude toward pre-marital sex relations involving less emotion and less fear; the number of women entering such relations increased . .

The second world war will no doubt stimulate and extend this trend." No word of condemnation is added. In fact the author adds simply: "There seems to be no evidence that the slow liberalization of attitude already in evidence will not continue to condone pre-marital sexual relationship."

4—Emancipation of Women. "The emancipation of women is a long term trend, stimulated by the first World War and hindered by the depression with its adverse attitude toward employment of married women. The second World War will again

throw upon women; married and unmarried, heavy responsibilities and the necessity for securing employment. It is enevitable that this experience will increase their capacities for independence and for carrying responsibilities; it will lessen their difference from men."

Lessening the difference between men and women is an unnatural trend and a harmful thing. Sex differences are highly important. A man has little use for a mannish woman. And a normal woman has little use for an effeminate man.

5—Change in Marital Relationship. "The decline in the patriarchal-family pattern may be regarded as a long-term trend, with a corresponding increase in the equalitarian or partnership-family pattern."

The happy medium—what might be called the semi-patriarchal family is the ideal. The patriarchal system easily leads to abuse, the equalitarian system is impossible. Any body, human or social, with two heads is a monstrosity.

6—Secularization of Marriage. "Seculization of marriage tends to increase. The trend is toward a lessened emphasis on the religious or sacred interpretation of marriage."

The statement is true—most unfortunately so. Even the most primitive-natured people look upon marriage as something sacred. Our failure to do the same is basic in our dreadful family situation in America.

7—Increase in Divorce. "At present, the trend is toward higher divorce rates and a continued shifting away from a critical and condemnatory attitude toward divorced persons to an attitude of acceptance or approval." Nothing is added to show that the author herself does not accept this attitude in full. And the trend has already gone far enough to give us 250,000 divorces a year or 1,000,000 in a quadrennium,

A FEW COMMENTS

1. "How the Thing Grows" . . .

   In Canada, in 1883, there were 13 divorces granted.
   In Canada, in 1909, there were 51 divorces granted.
   In Canada, in 1913, there were 60 divorces granted.
   In Canada, in 1918, there were 114 divorces granted.
   In Canada, in 1930, there were 875 divorces granted.
   In Canada, in 1940, there were 2,369 divorces granted.

   In other words there has been an increase since 1931, of 239% in the total number of divorces granted in Canada.
2. Ontario and British Columbia show the greatest increase in the number of divorces granted. Why?
3. Open the door to Divorce and see what happens. According to the World Almanac (1939), this is what happened in the United States.

   (a) In 1890, of 100 marriages, 5.9% ended in divorce.
   In 1900, of 100 marriages, 7.9% ended in divorce.
   In 1935, of 100 marriages, 16.4% ended in divorce.
   In 1940, of 100 marriages, 20.0% ended in divorce.

   That means that ONE marriage out of every FIVE ended in divorce in 1940.

   (b) According to the Dominion Bureau of Statistics in Ottawa, in the U.S. between 1933-1937 there were:

Year	Divorces
In 1933	165,000 divorces
In 1934	204,000 divorces
In 1935	218,000 divorces
In 1936	236,000 divorces
In 1937	250,000 divorces
	1,073,000 in FIVE years.

   (c) Dr. Alfred Cahen of Columbia University, New York, compiled the following statistics of divorce (1928) according to the **size of the family.**

   Couples who had NO children show 63% divorce, (i.e. two thirds of the divorces come from childless marriages.)
   Couples who had TWO children show 9.5% divorce.
   Couples who had THREE children show 3.9% divorce.
   Couples who had FOUR children show 1.7% divorce.
   Couples who had FIVE children show 1.4% divorce.

   That means: "The more children, the less divorce."

* * *

CONCLUSION:

Will anybody deny, after reading the above statistics, that divorce, like a cancer, is eating into the very core of family life in Canada? What shall we do about it?

8—Government Control of Families. "We may expect this type of control will grow." Precisely! As the family sense wains the influence of the State grows. And let there be no doubt about the results,

The volume contains about everything that should not be done if our family life is to be rescued.—

Rev. Dr. Edgar Schmiedeler, O.S.B.
"The Wanderer"



The Merciful Deception

Rosa Zagnoni Marinoni.

On her knees before the wooden pail, the scrub brush forgotten in her right hand, Martha was crying like one who knows only God can see her. I came upon her suddenly, at the sharp turn of the hall. She had not heard me advance over the thick rug runner.

I could not go my way, face averted. She had seen me. I stood before her confused, not knowing what to say. Martha hurriedly wiped her eyes on her wet apron, tried to smile.

"What is the matter, Martha?" I asked. And did not feel I was intruding.

The ghost of a smile drifted across the woman's delicate features. "Nothing," she said. "Soap powder got in my eyes."

I should have gone on to my room at the end of the hall. It was none of my business, if the scrub woman was crying. Scrub women have a right to cry undisturbed just as much as any one else. I've cried too, and did not want any one to see my tears. But I did not move.

Martha said: "Did you have a good time at the show?" Her voice was steady as it was every night when she said 'Good night' to me as I passed her in the hall.

I did not answer her question. "What is troubling you?" I asked.

Martha looked up at me, leaning back on her knees. Her face was a scared thing, pitiful to look at. Martha must have been crying for some time. She was not crying now. I was glad of that.

"Why do you care to ask?" she whispered.

"I might help," I told her, not knowing what I could do.

Martha shook her head. "No one can help me," she whispered.

"Tell me any way."

"You would not understand."

"What makes you think I would not?" I queried, and seated myself on a stool, my feet touching the scrub pail.

"Look out," said Martha. "Your evening gown might get spotted."

"I don't care. Tell me why you are crying, I'll understand."

Martha's eyes ran over my spangled gown, sparkling beneath the black velvet cape, then lifted her eyes to my face. She spoke: "It's about my daughter, she's coming to see me," jerked her voice. "Going West on her wedding trip — wants her fine husband to meet me. She does not know about this—" Martha glanced from the pail to the bubbling suds on the tile washroom floor. "Haven't seen her for two years. When she left, after my husband died, I was living in Mount Vernon, had a nice little home, rented of course, but nice. Clelia is beautiful, talented. When my husband died, she was attending a private school for girls. I couldn't bear to have her give up her studies. I told her we had an insurance. She kept up her schooling. Met fine girls, visited in their homes; now she is married, coming to see me, and does not know about this—" Martha's wide eyes drifted from scrub pail to scrub brush.

"How come?" I asked.

"Never told her; ashamed to. She thinks I am living here like a lady. I wrote her letters on the hotel stationery. She thinks I came to live at the sea shore for my health! I didn't really lie to her, for I do live at the hotel, only I sleep on a cot among brooms, rags and pails! After Joe died, I sold my furniture, came to New York, hoping to find work in a department store — or something —" she smiled bitterly — "But my hair is gray, and there was always some younger woman who wanted the same job as I did. So, I finally came to this. It's two years now that I work at the hotel. Last month Clelia wrote me she was going to marry. I had to tell her I was sick, could not even go to the wedding. I hoped they'd go right on to California where her husband is going to start a law practice. I wanted her to remember me as I was when my husband lived, a lady. But, now, they're coming to see me!"

"And that is why you were crying?" I asked stupidly.

Martha glanced up at me, a look of regret in her eyes. "I knew it would be hard for you to understand," she whispered.

I said nothing. Martha swished the brush over the floor. "I guess I'd better go back to work," she said.

"How long is your daughter going to stay?" I asked.

"Just over night. Got the wire this morning; said she'd be here this week end."

"Over night," I repeated. Martha was scrubbing, sending the water swishing about her in a wide pool. I stepped aside. She thought I would go away. I think she felt sorry for having opened her heart to a person who obviously did not understand.

"Say, Martha," I let fall, stepping aside from the widening pool. "Would you like to have my rooms while your daughter's here?"

Martha lifted her head. "What?" she said, blinking her eyes.

"My rooms are nice, double exposure, comfortable, such rooms as your daughter would expect you to live in."

"You're joking."

"No! It will not be much trouble for me. I can close the connecting door and you can stay in my bedroom. I'll sleep on the couch of what is now my study. You carry out your little act, and according to your wish, your daughter will go happily on her way. It's easy; nothing to it."

For a moment Martha looked at me, a light of joy in her eyes, then she shook her head. "No," she whispered. "I could never do that! Mr. Benson, the manager, would not allow me; I'd lose my job. Besides I could never play the part, I have no clothes, my hands are rough, and your things are in your rooms—your manuscripts."

"Wait a minute, Martha. Let me untangle this raveled skein one knot at a time. I'll talk to Mr. Benson, I shall say you are my guest, you can get a week-end off. As to clothes, my clothes would fit you."

"I never could wear your clothes!"

"You can," I insisted. "Unless you wish to tell your daughter the truth, and get the whole thing off your chest. Truth may be the best solution to your problem."

"I can't tell her, I can't," repeated Martha desperately. "I don't want Clelia to stumble over me, on her climb to happiness."

"Then, it's yes?"

Martha's lips twisted as she nodded assent. "Come to my rooms in the morning, and we'll make plans," I said, and walked away.

Noon of the following day found me stuffing manuscripts into my trunk, pushing files into what had been the little study, while Martha was busy, placing a few of her belongings about my bedroom. Her husband's picture on the bureau, a holy picture beside it; a toilet set, gift from Clelia, on the dressing table.

The question of clothes had been settled. After much coaxing, Martha had consented to wear two of my dresses; a simple black street suit, with a tailored bonnet to match; and a

OBLATE NEWS

REGINA, Sask.—The Oblate Fathers of St. Mary's Province received the following letter from the General Administration of the Oblate Fathers

My Reverend Fathers and my Dear Brothers,

The very Reverend Father JOHANNES BOEKENFOEHR coming near the end of his first term of Office, we are happy to confirm him for a second term of three years as Provincial of St. Mary's Province of Regina, praying the Immaculate Mary Virgin to bless your persons and your works and all the Congregation which in these present troublesome days is in greater need than ever of the heavenly graces.

The Provincial Council will be constituted as follows:

Rev. Father THEODORE SCHWEERS —1st Ordinary Consultor and Admonitor.

Rev. Father ANTON SYLLA —2nd Ordinary Consultor.

Rev. Fr. STANISLAS WACHOWICZ —1st Extraordinary Consultor.

Rev. Father JOSEPH SWITALLO —2nd Extraordinary Consultor.

Rev. Father THOMAS SCHNERCH —Provincial Bursar.

HILAIRE BALMES, O.M.I.,
Vicar General.

NEW YORK — BUFFALO. Rev. William J. Kelley, O.M.I., succeeds Father Boland. Governor Thomas E. Dewey appointed Father Kelley, O.-M.I., Chaplain-Educator of the Buffalo Federation of Labor, a member of the New York State Labor Relations Board. He succeeds to the post vacated last December, by another Buffalo priest, Rev. Dr. John P. Boland, who resigned. Father Kelley had the endorsement of scores of labor organizations in Buffalo and throughout the state. He has been active in labor circles for many years and organized the D'Youville Co-operative Institute at D'Youville College where instruction was given in labor relations. He also has been active in promoting credit unions and has been instrumental in establishing them in many labor unions and parishes. Father Kelley is a native of Cambridge, Mass. He has been in Buffalo since 1935, serving as assistant pastor of the Holy Angels Church and preaching missions in various parts of the country. In 1940 he became associated with the State Joint Legislative Committee on Industrial and Labor Conditions, serving as director of education. In this capacity he prepared a textbook on the fundamentals of labor and industry to be used by high school students throughout the state.

CANADA. — ST. HYACINTHE, P.Q. Rev. Mare LaCroix, O.M.I., recently named Vicar Apostolic of the Hudson Bay, was consecrated at the Cathedral at St. Hyacinthe, P.Q., February 22. He succeeds Bishop Turquetil, O.M.I., who retired because of ill health. The consecrating prelates were: Most Rev. Arthur Douville, Bishop of Hyacinthe, Most Rev. Henry Belleau, O.M.I., Vicar Apostolic of James Bay, and Most Rev. Martin Lajeunesse, O.M.I., Vicar Apostolic of Keewatin, co-consecrators. Bishop Turquetil preached the sermon.

black knitted sport dress such as a woman summering at the seashore would be likely to wear. Martha was about my height, a bit slimmer, but my clothes looked well on her. She had a pair of decent slippers, and insisted on purchasing herself a pair of stockings, fearing to snag mine.

I had spoken to Mr. Benson and even though I had told Martha all was well with the management, much to my disappointment, Mr. Benson had frowned on hearing how I had planned to share my suite with the scrub woman over the week end.

"Of course," he had said. "As long as other guests know nothing of it," and he had looked at me as if to say, "This is crazy! But of course, all writers are a bit off!"

The bus which was to bring Clelia and her groom to the seashore was to arrive at six-thirty. At six o'clock, Martha was in a state of happy excitement, as I regarded her garbed in my black suit, a pair of gloves on her work roughened hands.

"I almost feel as if I were a lady again!" she was saying, glancing into the mirror.

"You always have been a lady," I told her, dabbing a bit more powder on her nose.

"I feel so funny with rouge on," smiled Martha.

"Don't wipe it off!" I grumbled. "After I persuaded you to let me make up your face, don't spoil my work! And your hair looks fine, don't touch it!"

"I feel silly, honest I do! I'm afraid, I won't be able to carry this thing out."

"You will! Now, it's time to go. I'll go and get the car. Since you do not wish to pass the lobby, I'll meet you at the rear entrance!"

Soon, Martha and I were driving to the bus station. I had gone to considerable trouble that day, but felt well repaid when I saw the joy in Martha's face as she flung her thin arms about her daughter and gazed with pride into the young groom's face.

Clelia was garbed in what must have been her going away suit, brown twirl, trimmed with military buttons, and a huge bunch of violets beneath her chin. A beautiful girl. The groom spoke impeccable English, and looked like any successful young lawyer might. On our way to the hotel, I drove alone in the front seat. I could see the happy trio in the mirror before me in the back seat of the car. Clelia had her arms about her mother, kissing her cheeks, chatting excitedly, and I sent up a little prayer to the Good Lord for the success of this visit.

After that ride to the hotel, I planned not to let Martha see me for twenty-four hours. I wanted her to be completely happy, with nothing to remind her of yesterday and tomorrow. Clelia and her husband had rented a room across the hall from my suite. I could hear them going in and out of what had been my bedroom. I could hear Martha laugh. Saturday afternoon, I met the bell boy in the hall as he went to bring Martha a huge boquet of roses from her son-in-law. I heard Martha exclaim as to their loveliness.

On Sunday morning all sounds had hushed in my bedroom, and I wondered if Clelia had left. I walked out in the hall. A maid was making up the bed in my room, sheets and linens were piled outside the door.

"Are you moving in again?" asked the maid at the sight of me.

"Are they gone?" I asked, glancing toward the open door which had been the newlyweds' room.

"Yes, they left this morning early."

I walked into my room. The pictures were gone from the bureau. In the clothes closet hung my black suit and dress. All my belongings were there, but nothing of Martha's. I went down to Martha's room in the basement. I knocked on the door. No one answered. In the lobby, I found a letter in my mail box. I sat on a chair, opened the envelope; read the following message from Martha:

"Friend: When you read this I shall have left the hotel. Today is the happiest day of my life. To say good-bye to you, who made this possible, would bring me sorrow. So, I write. Clelia and her husband are waiting for me in the lobby. I shall tell you what happened in a few words. Last night, as I was going into your room with Clelia, Mr. Ben-

son confronted me. Unmercifully, he mortified me before my daughter. I do not know what he said, but phrases stand out like lashes on my heart: 'Taking advantage of sympathy — using the hotel to work on guests.' As I stood before him, too stunned to speak, he handed me an envelope. 'Here are your wages for your work last week as scrub woman,' he said.

"I took the envelope and said: 'Thank you,' I was afraid I was going to faint. Mr. Benson laughed and said evenly, 'Don't thank me, enclosed with the check you'll find a notice to the effect that your services are no longer required.'

" 'Thank you,' I repeated, and walked into your room. Once inside I broke down, told Clelia everything. And do you know what? She kissed me and hugged me, cried on my shoulder, and said: 'Ben and I had dreamed of having you with us, but he, believing you to be leading a life of comfort, did not dare ask you to share in the modest existence of a struggling young lawyer. Knowing the truth makes it possible for me to ask you to come and live with us and repay you for all your sacrifices.' That's how Clelia and Ben felt! They are calling me now! I must go. You were right when you said, truth might have been the best solution to my problem. I am grateful.

Martha."

I lifted my eyes to the desk where Mr. Benson generally sat. He was not there. I saw him at noon as he came down to the coffee room for dinner. Mr. Benson looked strange. The left side of his face was all puffed and swollen, the left eye almost closed, behind a dark and blue swelling.

"What happened to Mr. Benson?" I asked of a little waitress.

"Didn't you hear about it?" she giggled. "That fellow bullies everybody around here, but last night he got what was coming to him."

"How come?"

"Nobody knows for certain! But a porter told me that last night Mr. Benson started giving the high faluting gaff to some of the help, a maid or a scrub woman. A guest from out of town, that was stopping here with his bride, heard him, and when the woman was gone, he told Mr. Benson what he 'thought' of him! And Mr. Benson looks mighty tame this morning!"

I strolled to the table where Mr. Benson was gloomily sipping a cup of coffee.

"Good day Mr. Benson," I greeted cheefully. "Isn't it lovely about Martha? She is now happy on her daughter's honeymoon. We made a good investment in the bank of charity."

"Can't say I invested much!" he muttered.

"Never mind," I smiled. "Good actions bring their own reward! But what happened to your left eye, Mr. Benson?"

He turned and glanced at me out of his right eye. "It's the reward!" he remarked and laughed bitterly.

MY LADY AND THE BOMBS

When the cathedral town of Burgos, Spain, was captured from the Church-hating Reds—a Mass of thanksgiving was celebrated. The Archbishop took the crown of precious jewels from the statue of Our Lady, and presented it with gratitude to the victorious general. **"I will replace it with a crown more precious"** said the general. He had the bullets removed from the bodies of his soldiers, who had died in taking the town. From these bullets, a crown was made. This crown of bullet-lead today adorns the head of Our Queen of Martyrs in Burgos' Cathedral. In the months that followed, Burgos was often bombed. Twelve different times, bombs crashed through the Cathedral's roof. They fell at the feet of Mary's statue. But — **not one exploded!** Truly a miracle! The twelve mute bombs stand today **in a circle around Mary,** in the Cathedral at Burgos . . . evidence of Mary's power over the forces of evil. . . . Though we are removed from Europe's war-torn areas—bomb shells of misfortune menace our own life's battle. Being **thrown out of work** is a **bomb-shell!** which throws a man out of his position of family defence! **Loss of faith** is a **bomb-shell!** which has disrupted many a marriage! Our strongest home defense is Mary. Her Novena is a **call to arms!** to **Mary's arms!** for her protection.

If you have made up your mind that sin does not pay, why are you ever on the alert seeking how it can be done with impunity or with profit?

"Men judge events with the foreshortened vision of time, which passes and flies past irreparably; God, on the other hand, sees events from on high, from the unmoved centre of eternity. Men have before their eyes the limited view of a few years; God has before Him the all-embracing panorama of the ages. Men think of human events in relation to their proximate causes and immediate effects; God sees them in their remote causes and judges them in their remote effects . . . .

Pope Pius XII, Radio Feast of Saints Peter and Paul.



Maria

These beautiful thoughts on the subject of our Mother, are from the pen of Julius Langbehn. A convert to the Faith, he knew what it meant to again find his Mother, after years of struggling in the darkness of doubt and uncertainty. His thoughts are elevating and refreshing, and beautifully express the conviction of a soul overwhelmed by the sanctity and glory of the Mother of God. Let the month of May be for us the Month of Mary. May the world, through Mary, be again brought back to Jesus; so that there may be again but "one flock, and one shepherd."

—J. Walliser, O.M.I..

O holy Mother of God! Thou art the purest shell in whom was hidden the purest kernel, Jesus Christ. You are the holy ear of wheat, sprung from the sacred soil of Nazareth. With loving care and earnest mien you passed silently through the world. You are the cloud of the prophesy, filled with sweet rain, —and from your hands blessings pour down in abundance upon this tired earth!

The blessed Virgin Mary—"the rose-like maid", as Henry Seuse called her—is the instrument of God's love towards men. In her is mirrored the purity and fullness of God's divinity, and through her is made manifest His Greatness and Glory. Mary symbolizes not only Humanity, but also each individual man, as well as Christianity in its most perfect form. Mary is the prototype of the Church, overshadowed by the Holy Ghost; she is the most Catholic of Christians.

Mary is pure and mature; she possesses virginal purity and motherly maturity. She is virginal and immaculate. The immaculate nature of the Blessed Virgin was necessary, in order that she become the Mother of God. God could only enter into the purest of creatures, or not at all. For how else could God's eternal nature, His holiness, be mirrored in any other way but the purest of mirrors? No other alternative is possible.

It is easier for me to grasp and understand an Immaculate Conception, than one that is maculate. The promulgation of the dogma of the Immaculate Conception by Pope Pius IX, together with her appearance in Lourdes, and the countless miracles wrought there, appears as an antidote against the modern sins of impurity and pride. The spirit of Mary is arrayed against the spirit of the flesh—the cult of Mary is opposed to the cult of the impure. Furthermore, the simplicity of the Blessed Virgin, which she manifested in her apparition to Bernadette, is directly opposed to the calculating spirit of the modern world. "Mary was simplicity personified," writes St. Brigid in her revelations. And it is this simplicity of manner that is the crowning glory of the Mother of God, the Queen of the world.

"Mary is highly praised by everyone; but from the Pharisees and doctors she receives only calumnies and insults"; thus we read in a letter of the early Christian era. Even today, this veneration of the blessed Virgin is still the stumbling stone of the enemies of the Church. The Blessed Virgin, because she is the symbol of all that is pure and humble, still remains the thorn in the eye of the evil-minded and proud among men. It is precisely because Mary's spirit is not found in them, that men are today sinful and proud.

Mary and Christ—the beauty of the dawn and the glory of the sun. The Mother of God is the tree of life, and the fruit thereof is the divine Child. A fruit more precious than Mary's was never born.

"I have found Him whom my soul did love; I will hold fast to Him, and never leave Him." These were Mary's thoughts when He was born, when God looked deep into Her eyes, when His soul was mirrored in Her

(Continued next page)

TRY THIS SOMETIME!

By T. S. Melady in "Catholic Youth"

I saw him, half a mile ahead, with his arms raised. He unslung a pair of skates from his shoulder as I stopped. I opened the door and he got in. A fine looking young fellow, brown haired, clear complexioned, ruddy faced, about twenty years old.

"Thanks a lot for picking me up," he said. "I'm going to Windsor to try out for the Chrysler Hockey Team there. I'll be in good time now."

"Fond of athletics?"

"Yes, the same as most young people, I suppose."

"By the way," said I, "what do you think of Youth to-day?" I had often found that question useful for starting a conversation.

The young fellow smiled. A very engaging smile. "Youth," he answered, "needs discipline. Now, there were ten of us in our family at home, so we learned to work and help one another."

* * *

"This chap must be a Catholic," I said to myself with a hearty inner chuckle, "so I'll indulge in some harmless fun at his expense. I'll try him out a bit."

But I didn't have to try him out. "What the young people need," he went on, "is to join the Catholic Church. That's the Church all people should join. It's the only one that knows where it is going and how to get there."

"Some wonderful people in the Catholic Church," I remarked to keep the discussion going.

"Yes," he continued. "Many of the great baseball players and most of the great scientists, artists and writers are Catholics."

The young fellow hadn't yet seen the St. Christopher medal on the dash, so I went on arguing with him, and bringing up objections to most of the things he said. When he tried to prove the existence of God, I asked several very difficult questions. The same with the immortality of the soul, and other matters that he brought up in his gallant attempt to convert me.

* * *

As we neared our destination, I said, "One of the Jehovah Witnesses told me that the Pope is the richest man in the world. What have you to say about that?"

"He doesn't use the money for himself, but to help others."

"Yes, I know that's true, but that's not the way I answered the Jehovah Witness. I simply asked him how much money the Pope had, and the Witness could not tell me. After I had charged him with not knowing what he was talking about, I explained that the Holy Father uses public wealth for public benefit, not private wealth for private benefit as our modern millionaires do."

The young fellow flashed another of his delightful smiles. "You answered him better than a Catholic could have," he said.

* * *

"But I happen to be a Catholic," I replied.

"Oh, my gosh! That's one on me! You had me flabbergasted with all those questions."

Then I found out that he was a graduate of a Catholic High School, that his teachers had filled him with zeal for the Faith, a strong desire to live it, and an urge to spread it. "But I can see that I need to read a lot more about it," he confessed. "What books would you suggest?"

"I'll choose three. There are many, but these three are splendid. **Catholic Evidence Guild Training Outlines,** by Sheed and Ward; **Campaigners for Christ Handbook,** by David Goldstein, and **A Map of Life,** by F. J. Sheed."

"Well, thanks a lot," he said as he got out. "Thanks for the two rides." I caught the flash of his smile as I drove on and he waved me good-bye.

———o———

MARIA

(Continued from page 33)

soul. The eyes and soul of every human being, like the eyes and soul of Mary, should be the mirror of the Divinity.

The necessity for the veneration of the Blessed Virgin is derived from the following reasons. In imitation of the God-Man, every Christian should be a child. But, of necessity, every child must have a mother. For what better support can the faltering footsteps of a child have, than the apron of his mother? This reason is so simple, and self evident.

The scattered flock of Christ, who have already wandered so far from His guiding hand and voice, have also deprived themselves of the consolation of a Mother's love. The easiest way in which they can again be united to Christ, is to return to Mary His Mother.

It is indeed a great consolation for everyone to know that God's Mother is likewise his Mother; that he is therefore God's brother, no matter how humble he may be.

O Holy Mother of God! You are purity and peace; from your hands we can likewise receive these precious gifts. Thou didst blossom and glow—and you were as silent as a lily. Let us often pause, and reflect a while on your sweet silence. Mary was silent because she was wise, and she was wise, because she kept silent.

Wherever Mary is, there the sun will shine. And, in contrast to her glory, we who are exiled in the land of sin, are but shadows. But, just as the shadows glorify the light, so can we glorify Her in some slight degree—through our fidelity and love.

STRIKE MAKER

Lee Harrington

PERSISTENT rumor along New York's waterfront had conferred on Dud Bruder the reputation of being well supplied with brawn, but unfortunately short-changed on brains. Dud himself confirmed the rumor the day he attempted, single-handed, to bring about the long-awaited seamen's strike.

That fatal afternoon as he gazed across rain-drenched West Street from under the awning of a loading platform, even the huge, shapeless bulk of Pier 26, surrounded by police and strike-guards, seemed to accuse him. Every worker on the waterfront knew that someone had bungled. It brought no comfort to Dud to realize that he had the inside story.

The evening before, he had contacted the delegates from sixteen ships in port. It was after 3 a.m. when he finally crossed the river from Hoboken to Christopher Street after a futile conference with a company stooge delegate and prepared to tempt disaster.

He felt, with others similarly blessed in mental ability, that the seamen's union was merely marking time, while the rest of labor was on the double-quick. The men were clamoring for action. They were ready for anything . . . at least, Dud thought . . . so he decided to light the fire and hope for the best.

The worst happened.

Of all his support only his own crew, the crew on the ship at the adjoining pier, and that of a tramp steamer anchored off Bay Ridge, responded. Even then the officers on his own ship refused to walk off with the men. The president of his own union failed to call off the other crews until the union could meet and decide. Meanwhile scabs were blocking the sidewalk before the company office on State Street.

It was getting dark. The rain was coming down more heavily. Activity on the pier across the street seemed to have ceased. Dud shrugged his shoulders and walked off down West Street seemingly heedless of the rain.

In a smoke-filled room at the rear of the union hall, that evening, three men sat round a rough, wooden table. Dud, heavy set, with a neck line like a Russian wrestler and eyebrows like mustaches, stared dully at a newspaper spread wide on the table before him. Across the table, a cigarette dangling from between nervous lips, sat thin, dark, Lefty Markas. Dud stopped reading and shoved the paper toward the third member of the group.

From his appearance Bill Rowell might have been mistaken for a college senior. The senior radio operator of the S.S. Santa Monica, sharp featured and clean cut, glanced down at the paper. Dud's finger pointed to a notice in heavy print which stared from a corner of the shipping page.

> To those who have secured passage on S. S. Santa Monica: The officials of the Pierpont Shipping Line announce that the S. S. Santa Monica will sail at noon tomorrow for Buenos Aires and intermediate ports, as scheduled. Despite the strike called this afternoon, a complete and efficient crew will be on board to assure the safety and comfort of all the passengers.

The notice was signed, Paul A. Pierpont, Jr., President. Bill Rowell looked up from the paper. "Beaten already, eh Dud?"

Dud shook his head in negation. "She won't sail tomorrow," he asseverated. "If you and Lefty here do your part, we can beat them."

Lefty smiled faintly. He took a long drag on his cigarette and blew of funnel of blue smoke across the table before speaking. His voice was sharp and incisive.

"And our part is . . . ?"

"I'm coming to that," Dud said. "Get the whole thing straight first." He motioned with his thumb over his right shoulder. "Those big shots over on State Street think they got us beaten. They're laughing up their sleeves because I'm supposed to have pulled a boner. Well, I did. I figured the rest of those crews and the officers would support us. Then Lathem double-crossed us. But they haven't beaten us yet."

Bill, in reply, tapped the newspaper before him significantly.

"That's only bluff," Dud shot back. "That's to keep the officers on board. They're pretty wise, too. If we can't stop the Santa Monica from sailing the strike is finished. The only thing they don't know is that we're going to finish it."

"How?" Lefty put in suddenly, with more than a suggestion of skepticism.

"It's simple," Dud said. He leaned across the table toward the other two as he spoke. There was something now in his monotonous voice which made them listen. "Lathem has called a meeting of the seamen's union for tomorrow night and the officers are meeting in their hall up on Greenwich Street. All we got to do is keep the Santa Monica tied up until they vote. If we can, the strike is ours. If we can't . . . " Instead of finishing the sentence, Dud shrugged his shoulders with evident meaning.

"Suppose they don't vote the way we want?" Lefty asked.

"You don't have to worry about that. If we keep the Santa Monica bottled up until tomorrow night they'll be with us hook, line and sinker."

"And how do we expect to keep her nine hours after sailing time?"

Dud hesitated. When put that way it seemed less simple.

"Yeah, it's going to be tough," he admitted. "But that's where you two come in." He smiled across the table at Lefty. "I found out that Ridgeway is attending a big dinner up on Park Avenue, tonight. Ever hear of a ship sailing without a captain?"

Lefty's lips around the drooping cigarette grew gradually into a malicious grin, "You mean . . . .?"

Dud nodded. "But no rough stuff," he added.

"It's in the bag," Lefty promised. "He's probably got a poor memory anyhow."

Dud turned to Bill. "Your job is easier than that. But don't think it doesn't mean anything. They won't wait for Ridgeway more than an hour or two. And that's where you come in. Don't give them any warning, just walk off with your men a couple of minutes before she sails."

Bill agreed with a deliberate nod.

Dud settled back in his dilapidated chair. A broad smile succeeded in replacing the tired look of a few moments before. "No captain, thanks to Lefty. No radio operators, thanks to Bill. If I can help it there aren't going to be any longshoremen around to load a scab ship." He laughed out loud suddenly. "That scab ship is lucky if she doesn't sink at the pier."

Despite Dud's optimism, at eleven o'clock next morning the S. S. Santa Monica still rested snugly against Pier 26, North River. Sailing time was one hour away. Dud Bruder settled back against a heavy, steel pillar and realized probably for the fiftieth time that his latest piece of strategy was failing as disastrously as his first.

His glance traveled from the black hull and white superstructure of the Santa Monica to the opposite side of the busy pier. Bob Lathem, chief man of the seamen's union, stood talking to a few officials of the Pierpont Shipping Line.

Only re-birth of the moral law can salvage the world. Nothing short of contrition and a sincere return to God can save us: "Unless the Lord build the house, they labor in vain that build it. Unless the Lord keep the city, he watcheth in vain that keepeth it." (Ps. 126:1).

Unless our governments and we all, restore religion and morality and discipline under God, it will avail us naught to conquer the enemy from without. We must now save ourselves and "Our Way of Life" from a world of atheism, selfishness and apostacy from God.

The present conflict is between the forces of barbarism and the forces of right. The war is between a "Way of Life" based upon God (without Him there can be no freedom, justice and order) and a "Way of Life" based upon divorce from religion, justice, charity — God. The real issue of this war, although few realize it, is between the forces of Christ and those of the Anti-Christ.

"Double-crossing rat," he mumbled, loud enough for the few strikers with him to hear. Lathem's ease reminded him of his own plight. On the pier the newsboys were predicting the approaching failure of the strike. Outside on the street he could hear the strike pickets shouting at the truck drivers who attempted to drive their loads through the gate of the pier. This brought no consolation to Dud. Police and company guards, he knew, confined the activity of the pickets to shouting.

Every moment was bringing sailing time closer.

"Should have made certain of the long-shoremen last night," he reflected. "Might have known that this morning was too late for them to decide."

He remembered Lathem's statement in the morning papers to the effect that the strike was not legal because the union had not called it. He swore under his breath. The thought pleased him of forcing Lathem to make a trip as a seaman on one of the super-liners of the Pierpont Line. "He'd call a dozen strikes, then," Dud mumbled to himself.

He glanced toward the upper section of the liner half hidden by the huge roof of the pier. The streamlined bridge reminded him of Ridgeway . . . and of Lefty. The long stretch of wireless antenna brought Bill Rowell back to mind. Dud wondered how Lefty was making out with Ridgeway. Bill, he suspected, was marking time somewhere on board. If they both didn't come through the whole strike in New York was at an end. His two aces had become important.

Ridgeway's absence would add, perhaps, three hours to sailing time; but once they realized that he was missing and not delayed, they would sail without him. Then Bill . . . ; last year striking operators on the Manhattan had delayed that vessel six hours. Dud admitted to himself that things looked bad. Lefty and Bill might still pull the chestnuts out of the fire, . . . he hoped.

The hour hand of the clock on Pier 26 pointed to one o'clock. The S. S. Santa Monica still remained securely tied by her enormous hawsers. The cargo was still being stowed below but the important factor in her delay was the non-appearance of her captain. Dud thought Lathem looked suspiciously at him when the police announced Ridgeway's disappearance. The thought had hardly crossed Dud's mind when Lathem appeared suddenly from around a mound of baggage and came over to the group of strikers standing with Dud.

He walked across the wide

concrete deck of the pier with the poise of a smart boxer measuring a heavy slugger. His light gray business suit contrasted sharply with Dud's grimy trousers and leather windbreaker. An unlit cigar protruded from his mouth.

"I hope you had nothing to do with Ridgeway's disappearance, Bruder," he said, taking the cigar from his mouth deliberately.

Dud continued to slouch against the pillar. He allowed a cynical smile to creep around his lips. "I know he ain't here," he said. "Beyond that I don't know anything."

Lathem hesitated before replying. "I hope that you're sincere, Bruder." He pointed toward the ship. "Tricks like that give labor a black eye . . . That, and union members not obeying their leaders."

"I'm afraid it'll be the leaders that are liable to get the black eyes before this strike is over," Dud retorted.

Lathem glared at Dud for a few seconds. "For your information, Bruder, strikes are never won where brains are missing and muscle does the thinking." He walked away abruptly from the small group.

"Why didn't you hang one on him?"

Dud glanced at the speaker in mock disdain. "Don't you guys know that violence only gives labour a black eye?"

At exactly five minutes after two Dud stopped smiling abruptly. In the act of pretending complete ignorance of Ridgeway's whereabouts to a cagey police captain, he noticed a tall, thin figure stride through the entrance to the pier. It was Lefty. The latter noticed Dud. Having sense enough to realize Dud's position he stopped suddenly and assumed the role of a casual loiterer. Despite a No Smoking sign hung over his head he lit a cigarette and puffed at it steadily.

Dud finally disengaged the arm of the law. He walked in Lefty's direction. "What's the matter?" he asked, after looking around quickly. "Where's Ridgeway?"

Lefty's tone was apologetic. "I'm sorry, Dud. We got him up to one of the boy's places on Ninth Avenue. We locked him up in a room but somebody must have gotten wise and phoned the cops. First thing we knew we heard the sirens out front, so we lammed it down the back way and over the fence."

He exhibited a torn sleeve for Dud.

Lefty continued. "They'll be down here any minute, now, one of the boys drove me down here in a hurry." He darted a swift glance toward the street. "Sorry I monked it up on you, Dud; see you later." He nodded significantly toward a policeman and walked off swiftly.

Dud watched him through the gate of the pier. He saw him cross West Street under the highway and disappear into a restaurant.

Ridgeway arrived in haste with a police escort at three o'clock. The Santa Monica blew her all-shore whistle at 3:20.

At exactly 3:30 Bill Rowell and two assistants walked across the gangplank and began to chat amicably among themselves on the pier. Dud grinned as Ridgeway left the liner and began to talk quietly with the three at the foot of the gangplank. Dud's grin grew wider when he noticed Ridgeway become excited. His face turned a deep red attempting to argue against the vehement shaking of Bill's head.

Lathem presently joined the ever-growing group. Ridgeway and the officials of the line alternated in swearing, promising and threatening. Bill maintained a half-amused, half-tolerant smile throughout. The hands of the clock slowly crawled around to four o'clock, half-past four, five. Dud, after resisting a thousand temptations, finally decided to join the group.

"You're supporting a bunch of communists, Rowell," Lathem was saying. "They're only trying to make trouble."

"So am I," Bill shot back. "For a bunch of rats."

Lathem's face flooded with crimson. "Seems to me the rats, as usual, are leaving the ship."

Bill swung a fist at Lathem but someone stopped the blow. One of the policemen shouted but did nothing.

An officer of the ship hurried across the gangplank. Dud noticed him come behind Ridgeway and speak to him in a low voice. The Captain of the S. S. Santa Monica smiled. He broke in on the continuing argument immediately.

"It doesn't matter, now, what you decide, Rowell. Two of the Brittany's operators will be here within twenty minutes. She arrived two hours ago," he explained, noticing the surprise on Bill's face.

"That's bluff, Ridgeway," he replied. "I've made up my mind anyhow."

Ridgeway shrugged his shoulders and walked up the long gangplank onto the ship.

Daylight had deserted the wide river when the all-shore signal of the Santa Monica, for the second time that afternoon, informed the New York waterfront of the imminent departure. Dud Bruder, completely disconsolate, leaned against the rail of the pier and glanced at the clock. A quarter to six!

He turned to Bill standing beside him. "Darn the luck. Two lousy hours more and we could go home happy. By the time they vote tonight, that boat will be waving goodbye to Sandy Hook."

A few of the striking seamen standing near glanced at Dud.

"Probably blaming me for the whole thing," he reflected. If the strike had worked he would be a big hero. Now, because the breaks had gone against him, he was Dud Bruder, the dope.

He found himself too tired and too disappointed to notice what was going on about him. A sense of futility and despair completely dominated what little courage remained. The gangplanks were drawn on to the pier, a

telegraph boy dashed on board at the last minute and dashed off a few seconds later narrowly missing a trip to quarantine. Dud, however, was too tired to notice.

Gradually, into the certainty of defeat that clouded Dud's mind came the suspicion that something was wrong. People on the pier were staring at the deck of the liner. Dud looked up and followed the direction of their stares. Through the increasing darkness he made out the figure of Captain Ridgeway talking to a few of the ship's officers. Among them was Mike Ahearn, Chief Engineer of the Santa Monica. A short while later, a gangplank thrust itself out from the side of the vessel. Mike Ahearn and about five other officers walked off majestically.

Dud and Bill, feeling that something had finally broken their way, rushed across to the small group.

"What's up, Mike?" Dud asked anxiously.

The Chief Engineer of the Santa Monica smiled at the sight of Dud's tightly drawn features. "Read that," he said, handing Dud a yellow telegraph blank.

Dud took it with trembling fingers. The message was short but momentous.

STRIKE CALLED STOP WALK OFF AS SOON AS YOU RECEIVE THIS STOP
W FARLAND
PRES MARITIME OFFICERS U

The lights on the pier suddenly went on as Dud finished reading. Without warning he went berserk. He waved the telegram in the air and shouted like a madman. Suddenly, thinking of the others, he stopped in the middle of an Indian war whoop and pushed the telegram into Bill's hands. Relieved of that, he seized Mike Ahearn's officer's cap. With a quick sidearm motion he scaled it to the deck of the the now definitely strike-bound Santa Monica.

"You won't need that for a while," he shouted to the befuddled Chief Engineer, "Anyhow, you need a new one."

In the same smoke-filled room at the rear of the seamen's union hall, Dud, Lefty and Bill sat around the same wooden table. The battered alarm clock on the shelf pointed to 3 a.m. Bill, tilted backward in a creaking chair, stopped reading an early morning newspaper and took time out for a laugh.

"It gets better as it goes along."

'Not only did Bruder prove himself a capable leader of men, but a master-mind of strike strategy, as well. By precipitating the strike earlier than was expected and proving that he could successfully force the largest ship of the Pierpont Line to remain at her pier indefinitely, he practically dictated the policy of the Officers' Union as well as his own. Both unions voted to join the strike at 9:30 last night.' "

"Every word is the truth," Dud said, when Bill stopped for another laugh. His eyebrows suddenly knit themselves into a frown.

"What I can't understand is how Mike Ahearn got that telegram before six o'clock when the union didn't vote until nine-thirty."

Lefty's laugh interrupted him. "Why the solution is simple, master-mind Bruder." His voice seemed to contain a note of contempt but the smile on his thin face was reassuring.

"When I heard the Santa Monica blow her whistle at a quarter of six, I knew we were beaten if someone didn't do something quickly. So, I decided to do it."

Bill stopped reading the paper. The frown on Dud's face had deepened. Lefty continued. "It was simple. All I had to do was to pick myself off the stool in the restaurant, walk over to the phone booth and call the Western Union office on the pier. You know, like I was going to send one of them bon voyage telegrams." He spread his hands wide in a gesture of finality. "Of course, you guys know the rest."

The expression on Dud's face was more than surprise. It actually expressed horror.

"But the union and the cops will think I did it," he protested, in alarm.

"Not a chance, Dud, not a chance. Everybody saw you at the pier all the time. Besides, how could the great master-mind stoop to a low trick like that."

Politics have become so smelly that lots of people don't like to be called a politician. However, the rottenness of politics is no excuse for them not trying to make things better.

Pope Leo XIII. spoke words of true gold when, treating of such matters, he said: "It follows therefore clearly that Catholics have just reasons for taking part in the conduct of public affairs. For in so doing they assume not only the responsibility of approving what is blameworthy in the actual methods of government, but seek to turn these very methods, so far as it is possible, to the genuine and true public good, and to use their best endeavours to infuse, as it were, into the veins of the state the healthy sap and blood of Christian wisdom and virtue."

When the majority of any party organization—local, county or state—are decent people, the party's voters will have good candidates. There will also be more efficient persons appointed to fill those jobs which are not elective. When a person studies politics a little he quickly sees how vital it is to pay strict attention to getting the right kind of people into party offices."

H. C. McGinnis.

? THE QUESTION BOX ?

I am preparing for marriage in Easter week, but my Pastor has refused to allow the wedding march "Here Comes the Bride." Why?

Your Pastor is a man of good sense. Apart from the undignified grins and comic parodies that this music occasions among altarboys and faithful, it is a piece of romantic song which is borrowed from a bedroom scene in the opera LOHENGRIN.

It fits beautifully into the opera, where there is a murder committed soon after it appears. But it most emphatically does not belong in a church, even though generations of pious organists have thumped through it for many years.

Ask your Pastor to suggest several musical compositions that are fit and proper. There are many hymns to the Virgin Mother in your old hymn book, and you can find one that will surely satisfy your tastes. Why not set a new and good style, instead of following a bad old one?

Why does my Confessor always ask me if I am sorry for all the sins of my past life? If I were not sorry I would not go to Confession.

If you are really sorry, then you ought to be willing to confess your sins in the proper manner.

Sometimes the priest is told nothing but a series of imperfections which may or may not be real sins. In order that Absolution be validly conferred, he often will say something like this: "When you have only a few small sins to confess, you should always mention some sin of your past life for which you are still sorry. Then there will be real Absolution given, and you will surely receive the Sacrament of Penance."

Some persons become highly indignant when the priest reminds them of their duties. They think the priest is prying, when actually he is only trying to help the penitent make a good confession.

When I think of this terrible war I catch myself murmuring, "God where are You?" Is this a blasphemous thought?

Is God afraid of being shot that He should hide when war breaks out? God has not forsaken man. Man has forsaken God. When men try to run the world (and make peace treaties) without God, they make a mess of it. God is goodness itself. He is so good as to give man a free will. If God were to make people be good, He would have to take away their freedom. Man can't eat his cake and have it. Where is God? Everywhere. Even in the heart of Hitler. And He is good. Your thought was not blasphemous.

God said we should love one another, why then does the Church interfere between two lovers just because one is not a Catholic?

Isn't love wonderful! Wait till you are really head over heels in love and you will be saying: If God commanded us to love all men why does he forbid polygamy? My dear, you are rather "impractical" in love. The love of God comes before human affection. It is merely to safeguard the better things that the Church makes marriage regulations for her children. Many mixed marriages turn out well; still more prove harmful to the Catholic party. God's command to love one another had nothing to do with marriage.

Do you think it is providential that Rome is not being bombed in this war?

Providence doesn't get much of a chance in a war like this one. It would be a military blunder for the allied nations to bomb Rome. If Mussolini (i.e. Hitler) used the monuments of the Eternal City for war purposes he would also be making them targets for allied bombers. Rome would be bombed, too, regardless of such use if Churchill thought it would be advantageous; his comparison of Rome's vestiges of culture with those of Cairo was very lop-sided.

Riding near Washington recently we passed a pet cemetery with lovely monuments. Do you think people can be so foolish as to believe that dogs have souls that live after death?

After spending eleven years in Washington I've come to the conclusion that it's hard to measure man's foolishness. I refer now to the dog's life that humans lead in the crowded quarters (I almost said kennels) of the District in preference to their sweet little homes in the middle west.

Animals have material souls which die when the animals die. A dog's soul depends on its body for being and action. Therefore, when a dog dies it is a dead dog—body and soul. In technical language the animal soul is incapable of transcending the material order to the intelligible, and not being a spiritual thing it cannot be immortal.

I heard a priest say that charity was the greatest virtue. How can that be since Christ said we should learn of Him because of His humility of heart?

The priest did not contradict the words of Christ. The Bible praises the greatness of charity. Christ did not say that humility was the greatest virtue. He was advising a fundamental disposition for all virtue. Without humility, it is impossible to practice genuine love. Love remains "the bond of perfection" and "the fulfillment of the law."

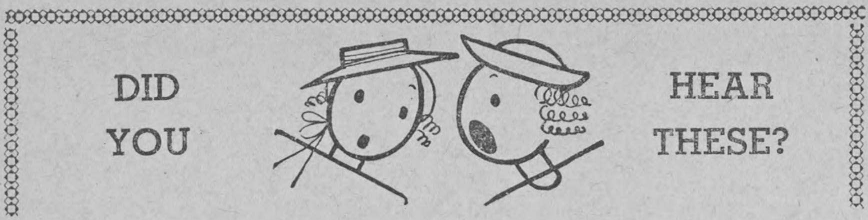
Why do some nuns wear rings and such funny headdress? I think I have a vocation.

A woman's wedding ring means that she is vowed to an absolute and lasting fidelity to her husband. Some nuns wear rings to signify their loyalty to Christ in their sublime vocation of poverty, chastity and obedience.

As for funny head-gear—that's a matter of taste. Nuns, after all are women and whoever tries to reason wth a woman's hat? Instead of criticizing Sister's headdress, you ought to imitate to some extent their garb. It will keep you from drawing evil attention to yourself, and safeguard your budding vocation. Eric Grill, who was one of the best art critics of our time, praised very highly the beauty of the nun's garb from an artistic viewpoint.

Does an excommunication mean that the Pope condemns a person to hell?

It does not. No one can be excommunicated unless he be guilty of gravely sinful conduct. Such a person if he dies without repentence will surely go to hell. But not because the Holy Father might have cut him off from God's Church, but because he has cut himself off from God.



First Miner: "This butter is so strong it could walk over and say 'hello' to the coffee."
Second Miner: "Yes, and the coffee is too weak to answer."

Oscar: "Why is it that statistics show that women live longer than men?"
Dick: "Well, you know paint is a great preservative."

"Now," said the school teacher, "give me a definition of space."
Junior stood up, flustered and red. "Space," he began, "is where there is nothing. I can't explain it exactly, but I have it in my head all right."

"How would you define a modern bride, anyway?"
"A modern bride is a featherless biped who is willing to begin housekeeping with one skillet, one can opener, one kettle, and at least two bridge tables."

"Poets are always in the advance of their times."
"Yes, and behind in their rents."

"Why do you always look so gloomy?"
"A gloomy man avoids many a hard luck tale."

Friend: "He's worth in the neighborhood of a million dollars, I've heard."
Flapper: "Good, that's my favorite neighborhood."

Street Car Conductor: "How old are you, little girl?"
Little girl: "If the co-operation doesn't object, I'd prefer to pay full fare and keep my own statistics."

She: "If wishes came true, what would be your first?"
He: "I would wish—ah, if I only I dared to tell you."
She: "Go on, go on. What do you suppose I brought up wishing for?"

"Owing to the overcrowded condition of our columns," says this week's Podunk News "a number of births and deaths were unavoidably postponed this week."

Youth: "You must think I'm as big a fool as I look."
Miss: "I think that if you aren't you have a great deal to be thankful for."

Young Man: "Well, sir, I have a plan which will enable you to save money."
Father: "All right, young man, take her and be good to her."

"You aint got no brains."
"Aint got no brains? Why, man, I got brains which aint never been used."

Jack: "Can you tell me why a watch-dog is smaller in the morning than at night?"
Bill: "No—why?"
Jack: "Because he is let out at night and taken in in the morning."

Prospective Tenant: "I like this room but the view from the window is rather monotonous."
Landlord: "Well, of course, this is just a rooming house; it is not a sight seeing bus."

Have U paid your subscription?

If not.....

Do It To-day.